Volks- und Rassenkunde der Bevölkerung von Friedersdorf

(Kreis Lauban / Schlesien)

Erster Teil: Volkskunde

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der Philosophischen Fakultät

der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin

von

Herbert Göllner

aus Pilzen (Schlesien)

Jena

Gustav Fischer

1932

92

Volks- und Rassenkunde der Bevölkerung von Friedersdorf

(Kreis Lauban / Schlesien)

Erster Teil: Volkskunde

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der Philosophischen Fakultät

der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin

von

Herbert Göllner

aus Pilzen (Schlesien)

Jena

Gustav Fischer

1932

Tag der mündlichen Prüfung: 27. 11. 1930

Tag der Promotion: 7. 12. 1931

Referenten: Professor Dr. Eugen Fischer
Professor Dr. Norbert Krebs

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Teildruck aus
„Deutsche Rassenkunde“
Forschungen über Rassen und Stämme, Volkstum und Familien im Deutschen Volk
Band 9
Verlag von Gustav Fischer in Jena

Meinen Eltern

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41533911_0199

Inhalt

Seite

Einleitung 1

Die Landschaft. Zur Früh- und Vorgeschichte der Oberlausitz (Schlesien). Die Germanen, die Slaven, Regermanisierung 1

Volkskunde 4

Geschichte 4

1. Siedlungsgeschichte 4
2. Das Dorfgericht 7
3. Das Dorfrecht 7
4. Politische und wirtschaftliche Entwicklung 8

Sprache 12

1. Flurnamen 12
2. Familiennamen 13
3. Mundart 15
4. Sprichwörter, Redewendungen, Volksreime 21

Lebensformen 23

1. Die Familie 24
2. Berufe 27
3. Feste 29
4. Gebräuche 31

Bevölkerungsbewegung 35

1. Schicksale der Bevölkerung 35
2. Bevölkerungsbewegung im engeren Sinne 36
3. Familienkunde 49

Rassenkunde 57

Die körperlichen Rassenmerkmale 57

1. Die Maßverhältnisse des Kopfes 59
2. Das Gesicht 63
3. Körpergröße und Gestalt 69
4. Farben 71

Die Friedersdorfer Bevölkerung im Vergleich zu anderen 73

Zusammenfassung 78

Schriftenverzeichnis 80

Die nachfolgende Arbeit ist ein weiterer Beitrag zu den von deutschen Anthropologen unternommenen rassekundlichen Erhebungen am deutschen Volk, wozu die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in großzügiger Weise die Mittel gewährt. Auch für vorliegende Arbeit gestatte ich mir der Notgemeinschaft und deren verehrtem Herrn Präsidenten Exzellenz Dr. Schmidt-Ott meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. Auch meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Eugen Fischer, bin ich zu tiefstem Dank verpflichtet, mit dessen Unterstützung es möglich war, die mannigfachsten Schwierigkeiten in materieller und ideeller Hinsicht zu überwinden. Meinen aufrichtigen Dank Herrn Pfarrer Schicha und Herrn Pfarrer Rahner, die mir in liebenswürdigster Weise die Kirchenbücher zur Verfügung stellten und mir bei meiner Arbeit in der Gemeinde unschätzbare Hilfe geleistet haben. Dank Herrn Lehrer Otto, der mir bei der Bearbeitung der Kirchenbücher unermüdlich beiseite gestanden hat und den familienkundlichen Untersuchungen großes Verständnis entgegenbrachte. Herrn Gemeindevorsteher Buschmann für sein reges Interesse wärmsten Dank. Besonderen Dank Herrn und Frau Lehrer Koepsell für ihre reichen Aufschlüsse in volkskundlicher Hinsicht, sowie Herrn Lehrer Bräuniger, der mir einen Teil seiner Landschaftsaufnahmen zur Verfügung stellte. Vor allem aber Dank der Friedersdorfer Bevölkerung, die mir in vieler Hinsicht meine Arbeit erleichterte.

Die Erhebungen wurden in den Jahren 1928/29 durchgeführt. Das Untersuchungsgebiet beschränkt sich auf das Dorf Friedersdorf; es liegt in dem westlichen Schlesien (des Kreises Lauban), einem alten Kolonialgebiet des Deutschtums. Zu den volkskundlichen Untersuchungen seien einige Bemerkungen vorausgeschickt. Vergangenheit und Gegenwart der Gemeinde sollten unter allgemeinen Gesichtspunkten beleuchtet werden. Der geschichtliche Teil der Arbeit will also nicht im Sinne einer Dorfchronik aufgefaßt werden, sondern als Versuch, die Stellung der Gemeinde zu den allgemeinen geschichtlichen Abläufen des Landes zu erfassen.

An Unterlagen sind dazu benützt worden die Kirchenbücher (beginnend 1654), die Schöppenbücher (Gerichtsbücher), die jetzt im Kreishaus von Lauban aufbewahrt liegen, „Die Geschichte der Oberlausitz“ von Köhler, Beiträge aus dem „Heimatbuch des Kreises Lauban“ und die in den Heimatkalendern des Kreises Lauban 1927—28 erschienenen Aufsätze von Artur Schulze „Unsere Dorfschöppenbücher“, „Das alte Oberlausitzer Dorfgericht“, „Die Einwanderung vertriebener Protestanten in den Kreis Lauban zwischen 1650 und 1750 und ihre Folgen“.

Bei den Teilen über die Mundart habe ich mich aus praktischen Gründen an die Richtlinien gehalten, die Artur Hübner in „Die Mundart der Heimat“ gegeben hat. Der Bearbeitung der Familiennamen liegt das Deutsche Familiennamenbuch zugrunde. Die Kenntnis der Flurnamen, Sitten, Feste usw. stützt sich ausschließlich auf eigene Umfragen unter der Bevölkerung. Ebenso gehen die Betrachtungen über die Lebensformen auf eigene Beobachtungen zurück. Diese subjektive Betrachtungsweise, die wohl nie ganz zu vermeiden ist, wird hoffentlich nicht geschadet haben.

Teilweise bestehen wohl Arbeiten über das volkstümliche Leben der Oberlausitz (Heimatkalender, Oberlausitzer Magazin, Heimatbücher), die ich aber für meine Zwecke nicht verwenden konnte, da es mir darauf ankam, nur das Volkstum einer bestimmten Bevölkerung zu erfassen. Ein Vergleich und eine Ableitung der volkskundlichen Formen mit dem übrigen deutschen Volkstum muß bewährten Fachleuten überlassen werden.

Im zweiten Teil der Arbeit über die Bevölkerungsbewegung sind nach einem kurzen Rückblick über die Schicksale der Bevölkerung die Einwohnerzahlen und deren Schwankungen, Geburten, Todesfälle und Trauungen zur Bearbeitung gekommen. Das Material stammt wiederum aus den Kirchenbüchern. Anschließend daran sind auf Grund eigener Erhebungen die noch zum Teil lebenden Familien einer Bearbeitung auf Heiratsalter, Kinderzahlen, Säuglingssterblichkeit usw. unterzogen worden. Um einen möglichen Geburtenrückgang für die in Frage kommenden Zeiträume feststellen zu können, ist das Material chronologisch gesichtet und dementsprechend ausgewertet worden. Leider war dies nur für die letzten Jahrzehnte möglich, da für die vorangegangenen Zeiträume die sonst hierzu zur Verfügung stehenden Kirchenbucheintragungen zu unsicher erschienen. Eine gesonderte Auswertung nach Berufsschichten war insofern überflüssig, als es sich fast nur um bäurische Familien handelte. Wenn sich doch wahrscheinliche Verschiedenheiten aufweisen ließen, ist dies besonders hervorgehoben worden. Eine ethische Betrachtungsweise und Stellungnahme zu diesen Fragen ist aus wissenschaftlichen Gründen vermieden worden , da es sich lediglich um eine objektive Darstellung der biologischen Verhältnisse innerhalb einer an Zahl beschränkten Bevölkerungseinheit handelt. Den folgenden familienkundlichen Betrachtungen liegen ausschließlich die Daten der seit 1654 einsetzenden Kirchenbücher zugrunde. Dabei zeigten sich oft bedeutende Mängel der Kirchenbucheintragungen, die sich hauptsächlich auf ungenaue Namensangaben, Todes- und Geburtsdaten beziehen. Anfangs sind nach der Scheidtschen Methode sämtliche Eintragungen verzettelt und in erster Linie auf Ahnentafeln hin verarbeitet worden. Zur Aufstellung von Stammbäumen, die sämtliche Familienglieder, vor allem die Kinder, hätten erfassen sollen, machten sich die eben kurz erwähnten Mängel zu unangenehm bemerkbar und würden zu Ungenauigkeiten und Irrtümern geführt haben. Um Zeit zu sparen, sind zuletzt nur jene Ahnenreihen aus den Kirchenbüchern verzettelt worden, deren Verarbeitung sich lohnte. Wenn auch keine besonderen Erbgänge für Körpermerkmale oder Krankheiten aufgefunden werden konnten, so ist doch wenigstens der Versuch unternommen worden, den Grad von Verwandtschaftsehen, Ahnenverlusten und deren mögliche Auswirkungen festzustellen.

Den rassekundlichen Erhebungen liegen die Martinschen Maße zugrunde (Martin, Lehrbuch der Anthropologie): Kopfmaße (Kopfbreite, Kopflänge, Indizes), Gesichtsmaße (Stirnbreite, Kiefernwinkelbreite, morphologische Gesichtshöhe, Jochbogenbreite, Gesichtsindex, Nasenbreite, Nasenhöhe, Nasenindex). Die Kopfhöhe ist nach den Angaben von Scheidt aus der halben Breite zwischen den Ohren und der Ohr-Scheitelentfernung als Seite eines rechtwinkligen Dreiecks berechnet. Ferner wurden untersucht Augen- und Haarfarbe (Haarfarbentafel von E. Fischer und K. Saller), Körpergröße und Gestalt. Der geringe Umfang dieser Untersuchungen, die auf weitere Körpermaße verzichten, erklärt sich daraus, daß die Messungen am nackten Körper bei der Bevölkerung nur in den seltensten Fällen zugelassen werden.

Einleitung

Die Friedersdorfer Landschaft trägt den Charakter des Vorgebirges. Wiesen, Felder und Waldbestände geben in ihrem ständigen Wechsel ein landschaftlich reizvolles Bild. Bergkuppen bieten dem Beschauer eine herrliche Aussicht über das hügelige, von Laub- und Tannenwäldern bewachsene Land, über die stillen Täler und einsamen Dörfer. Im Süden ist das Iser- und Riesengebirge vorgelagert, nach Norden zu öffnet sich die niederlausitzische und niederschlesische Ebene. Durch diese Lage und die

Abb. 1. Gesamtansicht von Friedersdorf.

mittlere Meereshöhe von 300 m wird das kühle Klima bedingt. Die Gebirge halten die warmen südlichen Winde auf, während von Norden und Westen her das Land den oft heftigen Herbst- und Winterstürmen preisgegeben ist.

Die geologische Beschaffenheit[1]) weist im Süden des Kreises Gesteine aus dem Altertum der Erde auf: Gneis und Glimmerschiefer. In der Gegend von Goldentraum, Heidersdorf, Schönbrunn, Nikolausdorf, Nonnenbusch, Thiemendorf finden sich aus dem Silur fossilleere Tonschiefer. Aus dem Perm stammen Brandschiefer, Schieferton, roter Ton (bei Kolonie Wünschen-

1) A. Nittel, „Wie die Heimatscholle entstand". Aus dem Heimatbuch des Kreises Lauban.

dorf, Kath.-Hennersdorf, Haugsdorf). Bei Schles.-Haugsdorf aus dem Zechstein Gips und Kalk. Dem Tertiär gehören zahlreiche Basaltfunde an: Steinberg, Kreuzberg, die Kuppen von Marklissa usw. Braunkohle, Quarzit kommen vereinzelt bei Wünschendorf, Steinkirch, Lichtenau, Geibsdorf, Langenöls vor. Überall sind aus dem (außer im südlichen Zipfel des Kreises) Diluvium Geschiebesand und -lehm zurückgeblieben. Die Ackerkrume,

Abb. 2.

die an Dicke sehr gering ist, wird aus alluvialen Ablagerungen gebildet. Der Boden bietet dem Landmann keine allzu großen Erträge. Zum Teil sind die Wiesen- und Feldstücke wegen des lehmigen Untergrundes sehr feucht und sumpfig.

Die vorgeschichtlichen Funde in der Oberlausitz und dem südwestlichen Schlesien sind nicht allzu zahlreich. Im Diluvium war das Land vom Inlandeis bedeckt. Die erste Kulturepoche setzt mit den Schnurkeramikern ein; etwa 2000 folgen die Bronzeleute, um 700 die Eisenleute; 300 v. Chr. haben nach Berichten römischer Schriftsteller in Schlesien

germanische Stämme gewohnt. Tacitus erwähnt die Lygier als Bewohner Schlesiens zusammen mit den Silingern. Als Nachbarvolk nach Westen treten die Semnonen auf. Zur Zeit der germanischen Völkerwanderung ergreifen nachströmende slavische Völkerschaften von den verlassenen Wohnstätten vandalischer Stämme Besitz. 500 n. Chr. ist das Land von slavischen Völkern besiedelt. Die zurückgebliebenen Reste der Germanen slavisieren sich. Der Gauname der Silinger nimmt slavische Form an: Cilensi, Silensi (Schlesien), der Silingenberg (Zobten) in alten Chroniken als Mons Silentii wird zu Slenz oder Zlenz, der Silingenfluß, die Lohe, zu Slenza. Als hauptsächliche Bewohner des offenen Landes kommen die Sorbenwenden (Milczener) in Frage. In der Niederlausitz sitzen die Lusiczer, deren Name von dem slavischen Wort Luza abzuleiten ist, gleichbedeutend mit dem deutschen Wort Sumpf. Nach ihnen, den Lusiczern, ist das Land Lausitz genannt.

Im 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts beginnt die Regermanisierung. Unter Karl dem Großen dringen die geeinten Franken nach Osten vor. Ein dreihundertjähriger Kampf deutscher Stämme gegen die Sorbenwenden setzt ein. Aber erst unter Heinrich I., dem Besieger der Hunnen, macht sich eine großzügige deutsche Ostpolitik bemerkbar. Vom Bistum Meißen aus vollzieht sich die Kolonisierung durch Schwert und Bibel. Markgrafen und Bischöfe von Meißen spielen hierbei eine gleich bedeutende Rolle. Der eigentliche Grund zu einer deutschen Bevölkerung wird im 12. Jahrhundert nach endgültiger Unterwerfung und Christianisierung der Wenden gelegt. Die Fürsten Schlesiens ziehen in Massen deutsche Kolonisten in die neuerworbenen Gebiete. Zunächst siedeln sich die deutschen Bauern in den südlichen Gebirgsgegenden an, da die weiter nördlichen fruchtbaren Ebenen von Wenden gehalten werden. Vom 13. Jahrhundert an bestimmt eine kompakte Bevölkerung von deutschen Adligen, Bauern und Bürgern das kulturelle Schicksal des neuen deutschen Ostens. Das slavische Element weicht zurück. Die letzten Reste wendischer Bevölkerung führen aber noch heute in Teilen der Niederlausitz ein geschlossenes nationales Eigenleben.

Volkskunde

Siedlungsgeschichte

Über die Gründung von Friedersdorf sind keinerlei Urkunden vorhanden. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß die Gründungszeit in das ausgehende 12. Jahrhundert fällt. Der Name läßt unzweifelhaft auf eine deutsche Herkunft schließen. Ungewiß bleibt aber seine volkskundliche Deutung. Die größte Wahrscheinlichkeit läßt die Deutung zu, daß die Kolonisten ihre Siedlung nach dem Werber oder Locator benannten, der sie von der alten Heimat in die neue führte. In alten Chroniken wird Friedersdorf noch als Frederichs- oder Fredersdorf geführt.

Als Straßendorf lehnt es sich in seinem oberen Teil an eine lange Berglehne an und setzt sich im unteren in einem Tale fort. Nicht immer werden die Kolonistendörfer in der alten gewohnten heimatlichen Form angelegt.

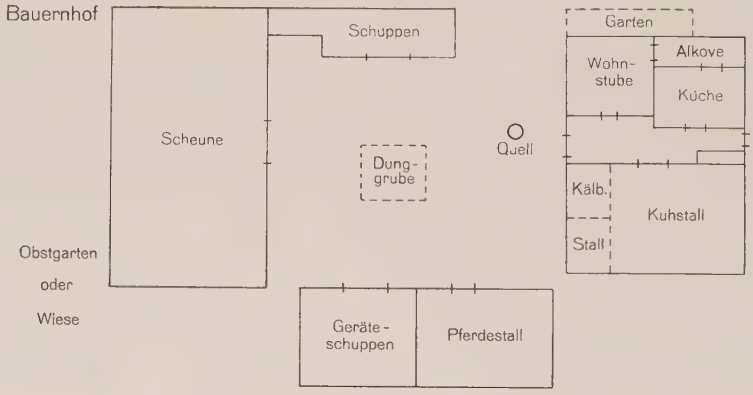

Abb. 3. Grundriß eines Hofes.

Praktische Gründe bewirken eine Aenderung des alten Schemas, aber in den Grundzügen ist doch immer die heimatliche Form zu erkennen. In der Mitte dieses Waldhufendorfes zweigt sich vom Dorfplatz der alte mitteldeutsche (fränkische) „Viebig“ ab, auf dem das Vieh zur Weide getrieben wurde. Die Gehöfte liegen nicht dicht gedrängt nebeneinander, sondern sind durch mehr oder weniger größere Wiesen- und Gartenstücke voneinander getrennt, so daß man den Eindruck von Flursiedlungen erhalten könnte. Aber auch hier werden praktische Gründe die Kolonisten bewogen haben, sich die günstigste Lage für ihren Hof zu wählen.

Als erstes Gebäude der Gehöfte bauten sich die Kolonisten ein einfaches Wohnhaus aus Lehm und Holz. Der breite Holzgiebel und das Gebälk schwarz, die Wände weiß getüncht ohne irgendwelche Verzierungen,

macht dieses schlichte Wohnhaus einen stolzen Eindruck. Im wesentlichen gleicht es dem alten mitteldeutschen Bauernhaus.

Der Hausflur trennt das Innere in zwei Teile. Links liegen die Wohnräume der Familie, rechts führt eine Tür unmittelbar in den Kuhstall. Wohnstube und Küche liegen nebeneinander. Die Wohnstube ist aber meist „die gute Stube", in der man Besuch empfängt oder Feste feiert. Das bäuerliche Leben spielt sich in der Küche ab. In dem darüber liegenden Stockwerk befinden sich die Schlafräume, während über dem Teile des Kuhstalles die Heu- und Strohvorräte aufbewahrt werden. Als zweites Gebäude, aber gewiß viel später entstanden, wird der Pferdestall erbaut. Um die reicheren Ernteerträgnisse zu bergen, wurde meist dem Wohnhaus gegenüber die Scheune errichtet. Die Lage der Gebäude zueinander ist bei fast jedem Fall verschieden. Sie bilden aber immer ein Viereck, in dessen Mitte der für den Bauer so wertvolle Dunghaufen liegt. Das für das mittel-

Abb. 4. Alter Bauernhof.

deutsche Gehöft typische Vorgärtchen, ein Gemüse- oder Ziergarten liegt oft hinter dem Wohnhause oder auch hinter der Scheune. Auch hier ist kaum anzunehmen, daß die Kolonisten sich an wendische Vorbilder gehalten haben (siehe Abb. 4).

Zwischen diesen Bauernhöfen liegen die zahlreichen „Gärtnerstellen". Ihr Entstehen ist aber weit später zu verlegen, wahrscheinlich erst ins 15. Jahrhundert, wo sich neben dem Bauernstande ein Kleinbauer- oder Gärtnerstand ausbildet. Die Anlage dieses meist nur einzelnen Gebäudes entspricht den Wohnhäusern der Großbauern. Noch jüngeren Datums sind die steinern erbauten Kaufmannshäuser, Patrizierhäuser, in denen Tuchkaufleute oder „Fabrikanten" wohnten. Auch die heutigen Bauernhöfe sind meist moderne, noch im Rohbau stehende Ziegelbauten. Nach einigen Jahrzehnten wird man kaum noch ein altes Bauernhaus wiederfinden.

Über die alten grundrechtlichen Verhältnisse von Friedersdorf bestehen nur geringe Aufzeichnungen. Die Schöppenbücher datieren erst vom

Abb. 5. Gärtnerhaus.

Jahre 1647 an. Im allgemeinen läßt sich aber aus den Schöppenbüchern von Nachbargemeinden entnehmen, daß die wahrscheinlich fränkischen und thüringischen Auswanderer ihren Grund und Boden von dem Landadel erhielten, der seinerseits die Ländereien von dem Landesfürsten zur Belohnung für seine bei der Eroberung des Landes geleisteten Dienste zugeteilt bekam. Die ungeheueren Waldgebiete in ihrem Urzustande waren für den Adel nur ein spärliches Jagdgebiet, jetzt aber warfen sie durch die bäuerliche Kolonisation reichen Ertrag ab. Die ersten Jahrzehnte blieben die Gehöfte lastenfrei. Bei ihrer erblichen Überlassung zahlten die Bauern später einen Erbzins. Außerdem leisteten sie bei der Bestellung des adligen Rittergutes „Frondienste“. Der Kirche lieferten die Bauern den „Zehnten“ ab. Es ist

Abb. 6. Weberhaus.

anzunehmen, daß in Friedersdorf selbst bis ins 16. Jahrhundert kein Rittergut bestanden hat. Die Landadligen besaßen meist mehrere Kolonistendörfer, hatten aber nur in einem ihren festen Wohnsitz.

Das Dorfgericht

Um 1230 erhielten die Kolonistendörfer eine Gerichtsverfassung. Die höhere Gerichtsbarkeit, die alle schweren Verbrechen und in mancher Hinsicht auch Verwaltungsangelegenheiten umfaßte, behielt sich der Landesherr vor und ließ sie von den Landvögten ausüben. Die niedrige Gerichtsbarkeit lag dem Grundherrn ob, der sie aber seinerseits wieder dem Dorfgericht überließ. Zu ihr gehörten alle Privatklagesachen „der freiwilligen Gerichtsbarkeit", Verkäufe und Auflassungen von Grundstücken. Auch für geringere Verbrechen, Diebstahl und Körperverletzung war die niedrige Gerichtsbarkeit zuständig. Zu diesem Zwecke wurde das Land in besondere „Gerichtssprengel" eingeteilt, an deren Spitze der Landvogt stand. Die niedrige Gerichtsbarkeit wurde nur in dem Dorfe ausgeübt, in dem der Grundherr seinen Sitz hatte. Friedersdorf muß sich also in der ersten Zeit gerichtlich zu einer anderen Dorfgemeinde gehalten haben, da ihm ein Rittergut oder Adelssitz fehlte.

Das Dorfgericht setzte sich aus dem Richter und mehreren Schöppen zusammen. Die Zahl der Schöppen belief sich auf sechs. Sie allein wirkten ausschließlich auf den Urteilsspruch ein. Der Richter fungierte lediglich als Leiter der Gerichtsverhandlung. Der Grundherr bestimmte den Richter, während die Schöppen aus den jeweils Ältesten der Gemeinde gewählt wurden. Sitz des Gerichts war der Kretscham, dessen Inhaber zugleich der Richter war. Der „Kretschmer" war von den Abgaben befreit. Seine Haupteinnahme bestand in einem Drittel des gesamten „Gerichtsgefälles". Außerdem wurde ihm das Recht des Bierbrauens und Ausschankes gewährt. Das Bier spielte bei den Gerichtsverhandlungen eine bedeutende Rolle, und es soll nicht selten vorgekommen sein, daß man sich ein günstiges Urteil für einen guten Trunk erkaufte. Außer diesem Privileg durfte der Kretschmer in späteren Jahrhunderten das des freien Schlachtens und Backens ausüben. Vor allem aber hatte er auch die Reisenden aufzunehmen, die das Dorf durchzogen.

Das Dorfrecht

Das alte Dorfrecht, das in den Gerichten gepflegt wurde, war ein Gewohnheitsrecht und wurde nur mündlich übermittelt. Es fehlen daher direkte Aufzeichnungen. Bis zum 15. Jahrhundert hat es seine Gültigkeit besessen. Es wird von dem römischen Recht abgelöst, während die äußeren Einrichtungen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestehen bleiben. In den Friedersdorfer Schöppenbüchern sind vorwiegend Grundstücksverkäufe eingetragen mit genauen Verkaufsbedingungen, totes und lebendes Inventar ist bis in die kleinsten Geringfügigkeiten aufgezählt. Der Verkauf oder Kauf eines Grundstückes wurde vor dem Dorfgericht in Anwesenheit vieler Zeugen getätigt. Der Käufer bewirtete die Erschienenen reichlich mit Freibier, dem „Wissebier". Der Kauf wurde aber erst durch die Unterschrift des Grundherrn, der das Vorverkaufsrecht besaß, rechtskräftig. Bevor die Schöppenbücher bestanden, sind die Grundstücksverkäufe oder -käufe in die sogenannten „Pauernbücher" der benachbarten Stadtgemeinde eingetragen.

Von dem Amte des Dorfrichters ist die Stellung des „Schulzen" streng zu trennen. Er verwaltet zusammen mit den Dorfältesten die Angelegen-

heiten der Gemeinde. Friedersdorf hat wohl seit Anfang einen eigenen Schulzen gehabt dagegen, da es kein eigenes Dorfgericht besaß, keinen Dorfrichter. Verwaltungs- und Gerichtsbehörde bestanden unabhängig nebeneinander.

Politische und wirtschaftliche Entwicklung

Im 14. Jahrhundert wird Friedersdorf zum erstenmal in einem alten Zinsregister des Bistums Breslau als Frederichsdorf erwähnt.

„Item Frederichsdorf habet XX mansos qui sunt positi pro XV et solvunt ½ Marcam. Ibidem sunt allodia de quibus non solvitur."

Friedersdorf ist nach dieser Urkunde um 1305 ein reines Bauerndorf von 20 Hufen (Gehöften) gewesen. Eine spätere Kaufurkunde aus dem Jahre 1404 besagt, daß Friedersdorf „von alters von den Spillern beherrscht wurde."

Konrad und Heinrich von Spiller zu Schoßdorf, Turmherren zu Olmütz, verkaufen 1409 das Niedervorwerk, „das jezund Niklas Koler besitzet Bernharden von Talkenberg". „Nach dessen Tode es an Nikeln Talkenbergen und Hedwigen seine Hausfrau kommen soll". Das Spillersche Geschlecht ist eine alte schlesische Familie, deren Stammsitz in Kunersdorf, später Holzkirch genannt, gewesen ist. Von den beiden in der Urkunde von 1305 erwähnten Vorwerken ist heut nichts mehr vorhanden. Sie haben auch niemals dem Adelsgeschlecht als Wohnsitz gedient und sind nicht die Anlage zu dem späteren Rittergut gewesen.

Das 15. Jahrhundert bringt neben dem Bauernstande den Häusler- oder Gärtnerstand hervor. Zumeist sind es die Söhne der Bauern, die sich als selbständige Handwerker oder auch Weber niederlassen. Zum geringeren Teil setzt sich der neue Stand aus den Exulanten der böhmischen Nachbarländer zusammen; deshalb „Häusler" oder „Gärtner" genannt, weil sich ihr Besitztum nur auf ein Haus und einen Garten beschränkte. In anderen Dörfern entstehen die Gärtnerstellen zumeist durch die Zuwanderung der böhmischen Exulanten. In Friedersdorf dürfte es aber kaum der Fall gewesen sein.

Bisher hielt sich Friedersdorf kirchlich zu Greifenstein. Zum Sitze eines Adelsgeschlechtes wird Friedersdorf erst um 1600. In dieser Zeit geht Friedersdorf in den Besitz derer von Nostiz über. Die Nostize regieren seit 1453 auf Burg Tschocha. In einer Erbteilung fällt Friedersdorf an Konrad von Nostiz. Hiernach müssen die Nostize Friedersdorf schon länger besessen haben. Konrad von Nostiz erbaut „das alte Viehhaus und die Heidemühle von Grund aus steinern". Das Viehhaus ist wahrscheinlich die erste Anlage zu dem Rittergut, denn jetzt wird Friedersdorf zum Sitze eines Adelsgeschlechts. Abraham Christoph von Nostiz war stark verschuldet und verkaufte das Gut Friedersdorf 1651 an den Wohledlen Herrn Ernst von Warnsdorf, Kornett auf Kuhna, Schönborn und Schreibersdorf. Unter ihm bekommt die Gemeinde eine eigene Kirche:

„Nach dem die päpstliche Reformation und Abschaffung der evangelischen Prediger unter dem römischen Kayser Ferdinand III. in Schlesien und den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer mit aller Gewalt fürgenommen worden:

Da dann obwaltender Herr Cornet von Warnsdorf, Krafthabender seines uralten Recht und Kirchenlehns mit Consens und Confirmierung Ihrer Churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen, nicht allein für sich und seine Untertanen, sondern auch für nehmlich der angrenzenden Nach-

barschaft in Schlesien zum Besten und zu Beförderung göttlicher Ehr und evangelischen Gottesdienstes eine neue Kirche im folgenden 1655 Jahre von Grund aus erbauet, eines Jahres Frist dieselbe zu Dach und Fach gebracht, daß sie Ao. 1656 am Sonntag Sexagesima, war der 20. February Solemniter können eingeweihet und mit gutter Bequehmlichkeit zum Gottesdienst gebraucht werden."

Die Kirche ist als sogenannte Grenzkirche entstanden (s. Abb. 7). Im Dreißigjährigen Kriege kam Friedersdorf mit der Oberlausitz zu dem evangelischen Sachsen, während Schlesien unter Ferdinand II. katholisch wurde. Die Evangelischen des benachbarten Schlesiens fanden hier eine Zuflucht. Vor allem hielten sich die Greifenberger kirchlich zu der neuen Kirchgemeinde Friedersdorf. In den jetzt teilweise, aber immerhin noch lückenhaft geführten Kirchenbüchern finden sich die neuen Berufe des Handwerkers, Kaufmanns, Webers und Garnhändlers. Von politischen Ereignissen ist Friedersdorf seit seiner Begründung wenig berührt worden. Weder die Hussitenkriege noch der Dreißigjährige Krieg haben Spuren hinterlassen. Dagegen vollzog sich in Friedersdorf wahrscheinlich erst im 16. und 17. Jahrhundert eine soziale Neugliederung. Bis jetzt war Friedersdorf ein reines Bauerndorf gewesen. Neben dem bäuerisch-konservativen Element ersteht der schon oben erwähnte Stand des „kleinen Mannes", der von seiner Entstehung an bis zur Gegenwart weit mehr wirtschaftlich-politischen Änderungen unterworfen gewesen ist und der Zeit weit fortschrittlicher gegenübersteht als der konservative Bauer.

Abb. 7. Inneres der Kirche von Friedersdorf.

Die Entstehung der Kolonie Neuwarnsdorf, die sich unmittelbar südlich von Friedersdorf anschließt und sich bis an die Ufer des Queis ausdehnt, ist dem herrschenden Adelsgeschlecht der Warnsdorfer zu verdanken. Es ist anzunehmen, daß es sich um Zuwanderungen handelt, die damals in starkem Umfange aus Böhmen stattfanden. Kurze Zeit nach Begründung dieser Kolonie geht Friedersdorf durch Kauf 1660 an Hans Siegesmund von Festenberg über und 1672 durch Heirat an den kurfürstlich sächsischen Kammerherrn Hans Christoph von Schweinitz. Er begründet

die Kolonie Neuschweinitz, eine völlige Neusiedlung abseits von Friedersdorf, deren Bewohner sich ebenfalls aus zugewanderten böhmischen Exulanten zusammensetzen könnten. Ihre heimatliche Herkunft ist nicht zu bestimmen. Völkisch sind sie aber ohne Zweifel deutscher Herkunft. Um 1700 ist die siedlungspolitische Entwicklung von Friedersdorf im wesentlichen abgeschlossen. Um so stärker machen sich jetzt wirtschaftliche Einflüsse geltend, von denen der Bauer wenig berührt wird.

Der neue Stand des Häuslers wird zur Grundlage des noch zunächst „besitzenden" Proletariers. Die Weberei, die anfangs ein Privileg der Städte war, wird nun, vor allem in den Gebirgsdörfern, von dem Häusler ausgeübt (Abb. 8). Dadurch verbessern sich die Lebensmöglichkeiten dieses „zweiten Standes". Zunächst lieferten die Dorfweber ihre Waren den Stadtkaufleuten ab oder gaben sie den Händlern, die von Zeit zu Zeit das Dorf besuchten, mit. Später aber, als die Dorfweberei (um 1800) in hoher Blüte stand, bilden sich die großen Kaufhäuser der Friedersdorfer Fabrikanten. Die Kaufmannsfamilie Lincke scheint eine große Rolle gespielt zu haben. Sie lieferte Webwaren im Werte bis zu 40000 Talern für die Dresdner Messe. Besondere Erwähnung widerfährt in den Kirchenbüchern einem Johann Christoph Lincke, späteren sächsischen Kommerzienrat, der wiederholt der Kirche große Geschenke machte. Die damaligen Kaufleute richteten sich sogar in einer Scheune zu ihrer persönlichen Unterhaltung ein Theater ein. Leider aber versuchten sie auch, das Verdienst des Dorfwebers zu drücken, um ihren eigenen Reichtum zu vermehren. Ihre Geschäfte hatten nicht selten dunkle Hintergründe. Die nahe böhmische Grenze bot die beste Gelegenheit zum Warenschmuggel. Die Kaufmannshäuser wurden allmählich als Schmuggelhäuser bezeichnet. Als sich nun das Leben für den Friedersdorfer durch die aufblühende Weberei besonders in materieller Hinsicht günstiger gestaltete, klagen auch zahlreiche Niederschriften in den Kirchenbüchern der jeweiligen Pastoren über die große Sittenlosigkeit und Lebensunsicherheit. Saufereien, Prügeleien, Kirchendiebstähle sind nicht selten. Die Zahl der unehelichen Kinder steigt in dieser Zeit besonders an.

Abb. 8. Stube eines Hauswebers.

1771—72 brach große Teuerung über das Land herein und viel „Bettelvolk durchzog das Dorf". Die Gemeinde selbst aber blieb „unter Gottes Gnade vor dem Schlimmsten bewahrt."

1787 verkaufte Christ. H. L. von Schweinitz Friedersdorf, Neuwarnsdorf, Neuschweinitz (Vogelsdorf, Gißhübel und Neidberg) für 92000 Taler an den sächsischen Geheimrat Gottlieb Wilhelm von Breßler. Unter dem neuen Herrn wurde das herrschaftliche Haus neu erbaut.

Das Jahr 1815 wird für Friedersdorf ein bedeutendes Ereignis. Es kommt durch die Teilung der Oberlausitz zu Preußen. In dieser Zeit umfaßt Friedersdorf 194 Häuser mit 1500 Einwohnern. Der größte Teil der Bevölkerung setzt sich aus Weberfamilien zusammen. Friedersdorf ist also seit dem 16. Jahrhundert von einem Bauerndorf zu einem „Weberdorf" geworden.

Den Bauern wurde durch die Steinschen Reformen die Möglichkeit gegeben, sich von dem Gutsherrn loszukaufen. Aber nicht jeder der Bauern besaß die Mittel, seine Freiheit zu erwerben. Noch jahrzehntelang blieb ein Teil in der alten Abhängigkeit des Frondienstes.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts (1840 bis 60) vollzieht sich die für die Weberfamilien so grausame wirtschaftliche Krisis der Industrialisierung der Heimweberei. Der Bauer bleibt im wesentlichen von dieser wirtschaftlichen Tragödie verschont. Heute sind allerdings die schwierigsten Zeiten des Dorfwebers vorüber, da er ausschließlich in den modernen Maschinenwebereien als Arbeiter beschäftigt ist.

Doch die Lebenshaltung des heutigen, zum Teil noch besitzenden „Dorfproletariers" ist im Gegensatz zu dem besitzlosen „Stadtproletarier" bei weitem die gesündere und materiell bessere. Als Sohn seiner ehemalig bäuerischen Väter hängt er an seiner noch so kleinen Scholle und liebt sie.

Zusammenfassung.

13. Jahrhundert Gründung von Friedersdorf.
1305 Bauerndorf. 20 Hufe, 2 Vorwerke.
1404 Friedersdorf im Besitze der Familie derer von Spiller.
1409 Das Niedervorwerk an Niklas Talkenberg verkauft.
15. und 16. Jahrhundert Entstehung des Gärtner- und Weberstandes.
1647 Beginn der Schöppenbücher.
1651 Friedersdorf im Besitze der Familie Nostiz.
1651—1680 Friedersdorf im Besitze der Familie von Warnsdorf. Gründung der Kolonie Neuwarnsdorf.
1651 Bau der Kirche (Grenzkirche).
1680—1787 Friedersdorf im Besitze der Familie von Schweinitz. Gründung der Kolonie Neuschweinitz.
1772 Teuerungen, Mißernte, Überschwemmungen.
1772 -1845 Gut Friedersdorf im Besitze des Herrn von Breßler (später von Rauske).
1805 Friedersdorf ein Weberdorf mit 194 Häusern und 1500 Einwohnern (1815).
1815 Friedersdorf kommt durch die Teilung der Oberlausitz an Schlesien (Preußen).
1840 Niedergang der Dorfweberei. Industrialisierung.
1845 -1863 Gut Friedersdorf im Besitz des Herrn Blumenthal (später Baron von Eberhardt).
1862—1895 Besitzer von Minutoli-Woldeck.

1895 Gut Friedersdorf im Besitze des Grafen von Pfeil (des bekannten Forschungsreisenden).

Besonderes Gedenken sei auch an dieser Stelle Herrn Dr. Joachim Graf von Pfeil gewidmet, der nach rastloser und erfolgreicher Arbeit in Friedersdorf seinen Ruhesitz fand. Er wurde am 30. Dezember 1857 in Neurode in der Grafschaft Glatz geboren als Sohn des dortigen königlichen Landrats Graf Valerian Pfeil und seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Breßler. Schon mit 17 Jahren begab er sich mit Missionaren der Hermannsburger Mission nach Südafrika. 1884 ging unter seiner Leitung und der von Dr. Karl Peters eine Expedition der Deutschen Kolonialgesellschaft nach der Küste Ostafrikas und legte den ersten Grund zu der späteren Kolonie Deutsch-Ostafrika. 1887 trat Graf Pfeil in die Neu-Guinea-Kompagnie über. Mit seinem Namen ist die deutsche Kolonialgeschichte aufs engste verbunden. Die philosophische Fakultät der Universität Jena ernannte ihn 1904 zu ihrem Ehrendoktor. In den letzten Jahren seines Lebens hat er auch seiner engeren Heimat Friedersdorf viel Gutes getan. In seinem Friedersdorfer Schlosse, das er in seinen jetzigen Zustand setzte, bewahrte er einen großen Teil seiner kostbaren Sammlungen auf. Am 12. März 1924 ging er auf Schloß Friedersdorf in die ewige Ruhe ein.

Sprache

Flurnamen

Ihrer Entstehung nach gehen die Friedersdorfer Flurnamen auf die bäuerliche Vergangenheit zurück, auf die Zeit der Weberei und schließlich erinnern sie an die geschichtlichen Ereignisse. Niemals niedergeschrieben, haben sie sich von Generation zu Generation im Volksmunde erhalten.

Die ältesten Flurnamen:

Der Viebig, auf dem der Gemeindehirt das Vieh zur Weide trieb. De Kiehgasse, der Kiehberg, die Höckenkammer (Hirtenkammer), der Heidelberg.

Die Pfuckengasse, der böhmische Steg (Pascher- oder Schmugglerweg) geben Kunde aus der Zeit der Weberei.

Wenn auch die Friedersdorfer Bevölkerung unter den Hussiteneinfällen kaum zu leiden gehabt hat, sollen aber Hunderte von benachbarten Langölsern, wie der Volksmund erzählt, an verschiedenen „Mordstellen“ niedergemetzelt worden sein. An diese Zeiten erinnern wahrscheinlich die Namen: Mordsaum, Mordstraße, Mordgrund, Mordberg, der rute Saum. Noch älter sind die Flurnamen der Galgenberg, der Galgen- oder Erledigtenfriedhof.

In der folgenden Tabelle sind die mir bekannt gewordenen Flurnamen zusammengestellt:

1. Neuwarnsdorfer Kolonie.
2. Neuschweinitzer Kolonie.
3. Neuschweinitzer Weg.
4. Der Vogelsdorfer Weg.
5. Der Viebig.
6. Die Kiehgasse.
7. Der Kiehberg.
8. Die Höckenkammer.
9. Der Ziegenrücken.
10. Der Ziegengrund.
11. Der Heidelberg.
12. Der Gänsehols.
13. Das kalte Bornstück.
14. Die lange Anwand.
15. Die Irrlichtwiese.
16. Der Oberforst.
17. Der hohe Rain.
18. Der Baumberg.
19. Die Gemeindesandgrube.
20. Der Hain.

21. Der Grenzgraben.
22. Die große Linde
23. Die breite Wiese.
24. Die Kalkofenwiese.
25. Das Kalkofenstück.
26. Der grüne Weg.
27. Die Heidemühle.
28. Der Mühlberg.
29. Der Buschborn.
30. Die hohe Wiese.
31. Die Friedersdorfer Wiese.
32. Die Mordstraße.
33. Der Mordgrund.
34. Der rute Saum.
35. Der Mordberg.
36. Der Galgenberg.
37. Der Erledigtenfriedhof (Galgenfriedhof).
38. Die Angst (Häusergruppe).
39. Die schwarze Gasse.
40. Die Kaufmannshäuser (Schmugglerhäuser).
41. Der böhmische Steg.
42. Die Pfuckengasse.
43. Die Kirche zum Jesusbrunn.
44. Der Krautgarten (an der Kirche gelegen).
45. Das Pfarr- und Kanterwiedmut.

Familiennamen

Neben ihrer sprachgeschichtlichen Bedeutung geben die Familiennamen Aufschluß über die Herkunft der ursprünglich eingewanderten und später zugewanderten Familien. Es ist aber gewagt, eindeutige Schlüsse zu ziehen, da die Entstehung der Eigennamen meistens auf spätere Zeiten zurückzuführen ist. Denn zur Zeit der Ansiedlung lagen im allgemeinen die deutschen Familiennamen noch nicht fest. Gerade bei den Kolonistenfamilien muß man in Betracht ziehen, daß ihre Namengebung sich erst bei der Ansiedlung entschied. Die Friedersdorfer Kirchenbücher, die ausschließlich über ihre Entstehung etwas aussagen könnten, setzen ja erst um 1650 ein, in einer Zeit, wo die deutschen Familiennamen schon bereits gebildet waren.

Von den Berufsarten sind fast alle Familiennamen auf -er abgeleitet. Dadurch erhält man einen Einblick in die berufliche Zusammensetzung mittelalterlicher Verhältnisse. Neben den rein bäuerischen Namen finden sich die ersten Bezeichnungen für die mittelalterlichen Handwerker.

Beispiele:

Fischer, Förster, Köhler, Müller, Kalkbrenner, Melzer, Gläser oder Glaser, verwandt mit dem Namen Schreiner. Ausnahmen sind: Schumann, Wagenknecht, Metzig (gleichbedeutend mit Metzger, Metzner) als Familiennamen ohne die „Berufsendung“ -er.

Der Fiedler war ein Musikant, Gäßner der Ziegenhirt der Gemeinde, Exner der Ochsenhirt, Gruner leitet sich wahrscheinlich von dem Wort Krone ab, umgewandelt zu Kroner — Groner — Gruner. Die große Sippe der Weiner kann ihren Namen auf den Beruf des Winzers zurückführen. Der Wagner war ehemals ein Fuhrmann. Der Brüchner oder Bruchmann war ein Kleinhändler mit Garn oder Leinewand. Beck leitet sich aus oberdeutschen Mundarten ab, in denen Beck gleich Bäcker bedeutet. Einen anderen Weg ging die Namensbildung, indem der Volksmund den Vornamen zum Familiennamen erhob. Arlt leitet sich von Arnwald — Arold — Arelt ab. Bei Beibehaltung des „n“ entsteht Arnold — Arnolt gleich Arlt.

Anders hieß ehemals Andreas.

Bernert oder Berndt: althochdeutsch = Bero, mittelhochdeutsch = Ber, angelsächsisch = Bera. Die weitere Entwicklung ging über Beringar — Berinhard — Bernhard — Bernert — Berndt.

Frommelt, oder wie in älteren Kirchenbüchern Frummelt, kommt von Frommhold her.

Mathes von Mathias.
Fränzel ist der kleine Franziskus.
Seibt geht auf den Vornamen Sebastian zurück.
Der Geisler hat seinen Namen von dem althochdeutschen Gisilhar.
Familiennamen der Herkunft:

Böhm oder Böhmer ist der Mann aus Böhmen, ähnlich Beier und Pohl. Die Queisser wohnten ehemals am Queis. Der Buschmann mag sein Haus in der Nähe eines Busches gehabt haben. Der Grundmann stammt aus dem „Grunde", der Fibig vom Viebig. Der Engmann wohnt in einer Talenge, der Hohberg auf einem Berge und der Lindner in der Nähe eines Lindenhains.

Zum Teil verdanken die Familiennamen ihr Entstehen irgendeiner Eigenschaft ihres Trägers: Der Finke war ein lustiger Mensch, mittelhochdeutsch vinke = der Fink. Friedrich leitet sich ab vom althochdeutschen friedu, mittelhochdeutsch vride = der Friede (friedlich). Lange war der Große. Feist erklärt sich aus dem mittelhochdeutschen veiz = fett, Feistel der kleine Dicke.

Pufe oder Bufe aus dem gotischen bendan, althochdeutsch bindan, im Sinne von gebieten, als zweistämmige Kürzung in Familiennamen entsteht Buff, Puffe, Pufe.

Biesel oder Bieselt, ein Name eines alten Bauerngeschlechtes, geht auf das altnordische bisa „sich tüchtig regen", im althochdeutschen pisôn, mittelhochdeutsch bison = „mutwillig springen" zurück.

Als einzige Ausnahme nichtdeutscher Herkunft ist der Familienname Grabs anzusehen. Er leitet sich von dem slavischen „Grabisch", „dem Harkner", ab (wendisch: grabič = harken). Es braucht sich aber hier bei dieser Familie um keine slavische Abkunft zu handeln, denn das Wort grabschen (ein Grabsch) im Sinne von zusammenscharren ist auch in den schlesischen Dialekt eingegangen.

Der Friedersdorfer selbst gebraucht fast selten die wirklichen Vornamen oder Nachnamen, sondern bildet sich ganz neue Ausdrücke: Unter den „Weinern" gibt es den Doppelbauer, den Ziegelbauer, den Lichtweiner, den langen Weiner, den Großbauer, den Traugott-Weiner oder Niedergüttner-Herrn.

Auch sagt man nicht Hermann Frummelt, sondern Frummelts Hermann oder Grabsch' Kaorl, Büttners Gust, Seibts Paul, wenn man einen aus jenen Sippen bezeichnen will.

Die Vornamen haben sich im Laufe der Jahrhunderte, wahrscheinlich durch kulturelle Einflüsse hervorgerufen, geändert. Im 17. Jahrhundert häufen sich Namen, die der Bibel entnommen worden sind: David, Benjamin, Jakob, Joseph; für die Frauen: Maria, Sarah, Rebekka, Ruth usw. Das 18. Jahrhundert bringt Namen, die aus der Kirchengeschichte stammen dürften: Andreas, Melchior, Traugott, Johannes, Gottfried, Gottlob, Gottlieb. Die letzteren meist in Doppelform: Johann-Gottfried, Johann-Gottlieb usw. Zu den vorher erwähnten Frauennamen kommen hinzu: Juliane, Christiane, Ernestine, Elisabeth, Friederike. Besonders häufig die Doppelnamen: Maria-Rosina, Anna-Rosina, Anna Elisabeth, Maria Elisabeth. Im 19. Jahrhundert wendet sich die Aufmerksamkeit mehr auf Namen aus der Geschichte: Ferdinand, Wilhelm, Friedrich, August, Oswald, Heinrich und die Doppelnamen: Friedrich-August, Johann Heinrich, Johann Sigismund, Friedrich-Wilhelm. Weniger bei den Frauen: Klara, Martha, Ida, Emma, Selma, Lina, die schon mehr aus Erzählungen und „Geschichten" herzuleiten sind. Für die letzte Zeit um das 20. Jahrhundert scheint dies besonders

wahrscheinlich zu sein: Kurt, Max, Walter, Reinhardt, Herrmann und die Frauennamen: Hildegard, Ursel, Lena, Frieda. Im allgemeinen scheinen sich die Frauennamen weniger geändert zu haben, denn in ihnen lassen sich diese zeitgeschichtlichen Strömungen kaum mit Sicherheit nachweisen. Für die Männernamen kann aber gelten, daß sie zunächst (16. und 17. Jahrhundert) hauptsächlich dem Sprachschatz der Bibel entnommen wurden, später sich mehr auf geschichtliche Namen beziehen und in letzter Zeit verschiedenen Einflüssen unterworfen sind.

Mundart

1. Sprachkreise

Der Friedersdorfer Dialekt gehört zu den schlesischen Mundarten, die in sich wieder recht verschieden sind. Man spricht in der Ebene anders als im Gebirge, in den westlichen Teilen anders als im Osten. Es ist kaum möglich, eine feste Abgrenzung der einzelnen Gebiete vorzunehmen. Man kann wohl in bezug auf die Stammeszugehörigkeit Unterschiede in den einzelnen Dialekten feststellen, aber bis jetzt ist es noch nicht möglich gewesen, eindeutige Schlüsse auf die Herkunft der eingewanderten Schlesier zu ziehen. Verkehrsgrenzen, geographische oder politische Grenzen spielen oft eine bedeutende Rolle bei der Abgrenzung in verschiedenen Dialektgebieten. Die Aufspaltung dieser Dialekte geht, wie man gerade bei dem Friedersdorfer Dialekt beobachten kann, bis in die kleinsten politischen Dorfeinheiten hinein. Der Friedersdorfer spricht ganz anders als der ihm benachbarte Steinbacher Bauer.

Es ist geradezu ein Kennzeichen dieser Kolonialdialekte, daß sie in viele Einheiten zerfallen, und ein Beweis, wie selbständig sie sich entwickelt haben. Sie sind etwas Selbstgewachsenes und müssen als selbständige Mundarten angesehen werden. Wenn man auch versucht hat, entwicklungsgeschichtliche Verbindungen mit den fränkischen oder thüringischen Dialekten herzustellen, haben diese Bemühungen doch nur andeutungsweise gezeigt, daß mitteldeutsche Sprachelemente sich im schlesischen Dialekt wiederfinden. Welche besonderen mitteldeutschen Dialekte in den einzelnen schlesischen Sprachgebieten zugrunde liegen, ist bei dem heutigen Lautstande dieser im Laufe der Jahrhunderte selbständig gewordenen Mundart nicht mehr festzustellen.

2. Sprachverschiedenheiten

Innerhalb des Friedersdorfer Dialektes sieht man, wie unbeständig einzelne Lautformen sein können. Alte Formen verschwinden, neue entstehen. Die Sprache wie auch das andere völkische Leben sind ständig dem kulturellen Wechsel unterworfen. Man sieht aber auch hier, wie sich kulturelle Änderungen im Volkserleben niederschlagen. Eine völlig reine Mundart wird heute von den wenigsten gesprochen. Hochdeutsche Sprachformen dringen in die Volkssprache ein. Es geht oft so weit, daß der Dialekt als etwas Minderwertiges angesehen wird. Er dient nur als Sprache des Alltags, während man bei feierlichen Anlässen das Hochdeutsche gebraucht. In der Schule oder von der Kanzel wird ja nur in Hochdeutsch zu der Bevölkerung gesprochen. Der Bauer bemüht sich in der Unterhaltung mit einem Fremden möglichst hochdeutsch zu sprechen, aber manchmal „stißt ihn doch der Pauer", und er fällt in seine alte Mundart zurück. Unterschiede bestehen auch in mundartlicher Hinsicht zwischen den einzelnen sozialen Schichten. Der Arbeiter spricht fast keinen Dialekt. Bei den Bauern

sprechen auch nur die älteren einen verhältnismäßig reinen schlesischen Dialekt. Die jüngere Generation, beeinflußt durch die Schuljahre, bemüht sich so gut wie möglich ein Hochdeutsch zu gebrauchen. Man findet also innerhalb der Friedersdorfer Mundart die verschiedensten lautlichen Ausdrücke für ein und denselben Begriff. Beispiele:

ferten	— ferchten (fürchten).
soin	— soan (sagen).
gefroit	— gefroat (gefragt).
jur	— joar (Jahr).
de Hur	— Hoare (Haare).
waig	— wäg (Weg).
raicht	— rächt (recht).
Apern	— Kartuffeln (Kartoffeln).
de Sajch	— de Seege (Säge).
schloin	— schloan (schlagen).
join	— joan (jagen).

Es besteht natürlich die Möglichkeit, daß von benachbarten Dorfdialekten diese Lautveränderungen hervorgerufen worden sind. Aber die Tatsache, daß diese „neueren" Formen nur von den Jüngeren gesprochen werden, schließt wohl eine Beeinflussung benachbarter Dialektformen aus.

Slavische Sprachelemente finden sich im Friedersdorfer Dialekt kaum. Dies erklärt sich wohl daraus, daß die Friedersdorfer Bevölkerung niemals mit slavischer Kultur in Berührung gekommen ist. Das einzige Wort, der „Kretschmer" (Kratsch'm), leitet sich von einer wendischen Form ab.

Dagegen treten auch Anklänge an den benachbarten sächsischen Dialekt auf. Das „B" wird meist zu „P" umgelautet: Putter, Pauer, Prille, zumal auch „T" zu „D": danzen. Seltener umgekehrt Baul = Paul.

Besonders auffällig sind die mundartlichen Fremdworte, die Neubildungen aus der „Franzosenzeit" (1807—14).

Diskursch	— Unterhaltung
Pangschion	— Pension
Veteroan	— Veteran
Kunkurrenz	— Konkurrenz
egoal	— egal, gleich-gültig
kommode	— bequem (faul)
apoart	— hübsch
meschant	— schlecht
akkerat (akkerat a su)	— genau (im Sinne von genau so)
verdeffentieren	— sich irren
lamentier'n	— klagen
bolbier'n	— rasieren
possier'n	— geschehen
verinteressier'n	— interessieren
similier'n (sambulier'n)	— nachdenken
marode	— krank
tettelier'n	— benennen (bei Personen)
angaschier'n	— engagieren
Musje	— Monsieur
hadje	— adieu
moanierlich	— manierlich

---

3. Phonetik

In dem Lautbilde tritt die Eigenart der Mundart besonders hervor. Der Klang der Mundart liegt nicht in den einzelnen Worten. Er ergibt sich aus ganzen im Zusammenhang gesprochenen Lautkomplexen. Es ist daher in manchen Fällen schwierig zu bestimmen, welcher Lautteil irgendeinem Wort zukommt. Charakteristisch sind dann auch die innerhalb einer Lautgruppe entstehenden Übergangslaute. Bei genauer Beobachtung zeigen sich viele individuelle Eigenarten; der eine spricht seinem Temperament nach viel schneller. Er verschiebt deshalb die Laute ineinander; der andere spricht langsamer, getragener und dehnt das Lautgefüge durch Zwischenlaute besonders aus. Die Wiedergabe all dieser nicht unbedeutenden Eigenarten stößt natürlich auf erhebliche Schwierigkeiten. Es fehlen die Zeichen, die Zwischenlaute aus dem Lautbilde besonders hervorzuheben. Die vielen mundartlichen Dichtungen sind nur von dem Kundigen lautlich richtig wiederzugeben. Es liegt wohl auch zum größten Teil daran, daß der Heimatdichter aus praktischen Gründen gezwungen ist an Stelle der einwandfreien phonetischen Schrift, die hochdeutschen Schriftzeichen zu verwenden. Die beste Lösung zu einer Lautwiedergabe wäre gerade im Rahmen dieser Arbeit gewesen, eine Sprechprobe beizulegen[1]). Dadurch wäre auch die Möglichkeit gegeben, den Dialekt in seiner wirklichen Form der Rede und Gegenrede zu erfassen, denn der Friedersdorfer spricht selten in der erzählenden Form mundartlicher Dichtung. Aber die Schwierigkeiten in in materieller und vor allem auch praktischer Hinsicht sind doch zu groß. Sie müßten aber bei weiteren Arbeiten zu überwinden sein.

Was innerhalb des Lautbildes besonders auffällt, ist die Aussprache des „oa". Bei der Bildung dieses Lautes bemerkt man bei genauer Beobachtung, daß dem eigentlichen „a"-Laut ein „o" vorausgeht, so daß ein Zusammenklingen von „o" und „a" entsteht, ein Laut, der sich in allen bayerischen Dialekten wiederfindet. Beispiele:

Oarbeit	— Arbeit
Oart	— Art
Hoanf	— Hanf
Noame	— Name
de Noas	— die Nase
de Stroaß	— die Straße
de Goabel	— die Gabel
de Loade	— die Lade (Schublade)
dr Soal	— der Saal
Toal	— Tal
dr Goalgen	— der Galgen
de Stoadt	— die Stadt
Moasser	— Messer
dr Koasten	— der Kasten
dr Noal	— der Nagel
dr Voater	— der Vater
dr Moan	— der Mann
Moal	— Mehl
Woasser	— Wasser
Gloas	— Glas

1) Es gibt jetzt die unzerbrechlichen papierdünnen Schallplatten.

gehoat	— gehabt
loan (lohn)	— lassen
spoar'n	— sparen
woas	— was
doas	— das
oalle	— alle
oab'r	— aber

Daneben kommt aber auch ein klares offenes „a“ vor:

laben	— leben
danaben	— daneben
sahn	— sehen
Madl	— Mädel

Von den übrigen Vokalen wird das „e“ lang und gedehnt gesprochen, fast wie „ä“:

de Rēse	— die Reise
dr Mēster	— der Meister
Stēn	— Stein
Flēscher	— Fleischer
nētig	— nötig
hēm	— heim (nach Hause)
kēner	— keiner
tēl'n	— teilen

Im allgemeinen (natürlich mit Ausnahmen) verwandelt sich der Doppellaut „ei“ (im Hochdeutschen) in der Mundart zu „ē“. Aber man muß bei einem derartigen Vergleich besonders vorsichtig sein, da die Mundart in ihrer Entwicklung sich nicht an das Hochdeutsche angelehnt hat. Ähnlich verhalten sich auch die anderen Vokale. Man spricht:

de Bichse	— die Büchse
dr Jingste	— der Jüngste
jitzt	— jetzt
zuirscht	— zuerst
biese	— böse
schien	— schön
hier'n (hier amoal zu)	— hören
stieh'n (stieh oack amoal uf)	— stehen
mie (ich māg ne mie)	— mehr

Von den Doppellauten sind „oi“ und „iä“ hervorzuheben. Sie kommen aber wahrscheinlich nur in älteren Lautformen vor:

riäden	— reden
liäh'n (liäh diech hie)	— legen (leg dich hin)

und die schon erwähnten Wörter: soin, froin, schloin.

Die Konsonanten.

Bei den Konsonanten fällt die Aussprache des „r“ als Zäpfchen-r und des „l“ als dunkles Gaumen-l auf:

roaten	— raten
Road	— Rad
rut	— rot

Auch im Inlaut und Auslaut:

Groas	— Gras
Goarten	— Garten
Poar	— Paar

Ebenso:

lus	— los
Luhn	— Lohn
de Walt	— die Welt
Oappel	— Apfel
dr Pfoahl	— der Pfahl

Die Konsonanten „p, t, k" sind ungehaucht, stimmlos. „Ch" wird im Auslaut etwas gehaucht:

ach	— ich
noch	— noch

Durch die dunkle Aussprache des „oa", „r" und des „Gaumen-l" unterscheidet sich das Lautbild von den benachbarten Gebirgsdialekten. Friedersdorf mit Neuwarnsdorf und Neuschweinitz, Vogelsdorf und Kleinstöckicht bilden eine Einheit. Steinbach, das ungefähr 3 km von Friedersdorf entfernt liegt, spricht einen viel gedehnteren Dialekt. In Friedersdorf spricht man: kumm a moal rei; in Steindorf dagegen kumm a moal rä. In anderer Hinsicht sind die Unterschiede nicht allzu groß. Das „r" und „l" der Steinbacher ist nicht so dunkel wie das der Friedersdorfer. Worauf sich diese Unterschiede zurückführen lassen, ist fraglich. Ob die Steinbacher Bevölkerung eine andere Stammeszugehörigkeit besessen haben mag, ist nicht nachzuweisen. Vielmehr scheint die politische Abtrennung der Steinbacher Gemeinde diesen Unterschied bedingt zu haben. Denn gerade politische Grenzen sind bei der Entwicklung dieser Lokaldialekte ausschlaggebend gewesen.

Der Rhytmus der Friedersdorfer Mundart ergibt sich wiederum aus der charakteristischen Lautgestaltung, die sich in kurzen und zusammenziehenden Lautgruppen vollzieht. Die Endungen werden meist mit dem nachfolgenden Wort verschliffen. Ebenso verkürzt man die Vorsilben. Die Druckstärke liegt bei den kurzen und einfachen Sätzen meist am Ende. Der Friedersdorfer spricht schnell und kurz.

Er vermeidet lange und ermüdende Nebensätze. Dadurch erhält die Mundart einen lebhaften, fast springenden Rhytmus, der besonders in der üblichen Form der Unterhaltung, der Rede und Gegenrede, zum Ausdruck kommt. Der Hauptton wird im Wort- und Satzgefüge auf den lautstärksten Teil verlegt. Beispiele für Wortkürzungen:

Getrad'gsan	— Getreidesense
der Vieb'g	— der Viehweg
Hambrichzeug	— Handwerkszeug
Neiprich	— Neidburg
Mont'g	— Montag
Dienst'g	— Dienstag
Mittw'g	— Mittwoch
Durnscht'g	— Donnerstag
Freit'g	— Freitag
Sim'nt	— Sonnabend
Sunt'g	— Sonntag
Huxt	— Hochzeit

Nupper	— Nachbar
fert'g	— fertig
tsoamm'n	— zusammen
fahrten's	— vergangen
de hich'ge	— die hiesige
de durch'ge	— die dortige

Ebenso gestalten sich innerhalb eines Satzes durch Zusammenlegung mehrerer Laute die Sprechtakte:

Sieh ock

Ich sol no oarbeten heut Nomit'g

Doas tät oab'r schi poassen

De Kerm's is inse und de Madl' sein o inse

Doas wär' ja asu. als wenn ma Hulz ei a Pusch triägt.

Grammatische Eigentümlichkeiten fallen nicht auf. Das Geschlecht der Substantive ist wie im Hochdeutschen. Über die Konjugation von Verben lassen sich kaum, ähnlich wie im Hochdeutschen, bestimmte Regeln aufstellen. Der Friedersdorfer spricht nicht nach der Grammatik, die an und für sich ja nicht besteht, sondern so wie es die Gewohnheit erfordert. Die Stellung der Pronomen zeigt keine Unterschiede zu dem Hochdeutschen. Meistens werden die Pronomen an das ihnen beigeordnete Wort herangezogen.

A is a schi Koarl (er ist ein schöner Kerl). Hier ist für „er" und den Artikel „ein" derselbe lautliche Ausdruck „a" verwendet, was im Friedersdorfer Dialekt besonders häufig vorkommt.

Der Stil der Friedersdorfer Mundart ist anschaulich, vermeidet abstrakte Begriffe und bevorzugt Vergleiche. Dadurch erlangt die Sprache eine starke Bildlichkeit. Der Friedersdorfer spricht in seinem Alltagsleben hauptsächlich in der Form der lebhaften Unterhaltung. Soll er etwas Besonderes klar machen, so haftet ihm eine gewisse Unbeholfenheit im Stil an. Er versucht durch Umschreibungen sich möglichst deutlich zu machen:

Eb'ch und ich kun'de mich imsiähn, do woar a futt.
(Ehe ich mich umsehn konnte, war er fort.)

Wenn ma und ma welde soin ....
(Wenn man sagen wollte.)

Se stalt'n sich asu, doaß se und se kunn'dn ins sahn.
(Sie stellten sich so, daß sie uns sehen konnten.)

Nicht selten wird eine Tätigkeit durch das Hilfszeitwort „tun" hervorgehoben:

Toat'ar doas werklich d'erzahl'n? (Erzählte er das wirklich?)
Ne, doas tu ich ne gleb'n. (Nein, das glaube ich nicht.)
Doas toat oab'r ran'en. (Das regnete aber.)

Doppelte Verneinung kommt zuweilen vor:

Ich hoa niemand nich gehiert.

Der Wortreichtum des Friedersdorfer Dialektes ist sehr beschränkt. Die Wörter stammen zum großen Teil aus dem bäuerischen Berufsleben. Merkwürdig ist, daß sich aus der Weberzeit wenige Ausdrücke erhalten haben. Besonders eigenartig ist das Wort „Pitch"; damit bezeichnet man den ganzen menschlichen Körper oder auch nur Teile.

„Du krigst woas uf a Pitch“ bedeutet so viel wie „ich schlage dich“. Oder „ich hoa an Auszihpitch“, im Sinne von: Ich habe einen verdorbenen Magen. Oder auch: Du oaller Pitch = du alter Kerl (scherzhaftes Schimpfwort).

Die Flucht vor den abstrakten Begriffen macht sich auch bei den Tiernamen bemerkbar. Die Kühe, die Pferde erhalten ihre Namen meistenteils nach Personen. Zum Beispiel: de Klara, de Pastor, de Woiner. Zum Teil werden sie wohl auch danach benannt, von wem sie gekauft wurden.

Der Bauer gebraucht eben im allgemeinen seine besonderen Ausdrücke:

für Hund	— Lätsche
„ Katze	— Mind'l
„ Kalb	— Mizel
„ Schweine	— Hutschel
„ Ziege	— Zig'nmickel

Bei den Pferden gibt es das Soatl'ge (Sattelpferd) und das Hand'ge (Handpferd).

Sprichwörter, Redewendungen

An Stelle weiterer Erörterungen folgen gebräuchliche Redensarten, die den Dialekt in seiner Eigenart gewiß anschaulicher darstellen:

Ich mus amoal tumm froin.
Do kennt'mer doch glei hinschloin.
Schin Dank o!
Ma soit doch su.
Mach ock kee Gemare (Gemurg'se).
Woas hoat'n doas uf sich?
Kennt mer'sch gleb'n!
Ich fert michne.
Ich bret's ne.
Ma mechte sprech'n.
Doas tät oab'r schi poassen.
Kumm ock!
Woas werd ock hie war'n?
Nischt fir ungutt!
Ne, sitt's Geriäde.
Raicht hust's.
Ne su woas.
Ne woas dar soit.
Gestern woar ich mit Menner weg.
(Gestern war ich mit meiner Frau weg.)
Ne, mus ma sich do ploag'n!
Is doas a hämscher Koarl!
Mach lang ke Faderlas'n!
Mach's gutt!
Woas der oale Winsch is, dar soit.....
Ich war schun nischt verroat'n und do dermitt gutt.
Do schloaf mer ock g'sund.
Siches Zeug mag ich ne.
Du krigst woas uf a Wurb's.
Doas glob ich ne.
A is a ausgeklaubter Karl.

Ich bi fruh, wenn se furt sein.
Ma mechte asu pee a pee sich furt mach'n.
Dich hon'se uf'm Gikker.
Schwoarz wie de Oams'l.
Wart sein's ne oab'r bedirftig.
Woas ihr mich ausärgert.
Is ja a ganz neu Ding's.
Su wird's sein!
Hiert ock blußig amoal zu!
Doas kimmt glei noach Kollekte und Seg'n.
War tumm is, mus gepriegelt war'n.
Dich koan mer o noch'n Tud schick'n, do sterbt ma ne glei.
Die Klenn hoat Gott geschoaff'n, de Gruß'n kumm'n aus Polen.
Eher britt de Sunn a Karn'l aus als der Rann.
Der Teifel mag sei Seg'n dozu gahn.
Ich gab der woas uf's Zifferbloat.

Für den, der die Friedersdorfer Verhältnisse kennt, ist es nicht merkwürdig, daß verhältnismäßig wenige Volksreime im Volksmunde erhalten geblieben sind. Die ältere Generation hat nie die Zeit dazu gehabt, in ihrer Jugend Kinderspiele oder Volkslieder zu pflegen. Man bekommt häufig die Antwort „Fer sitte Sach'n hoab'mer ke Zeit gehoat. Mer mußten bale oarbeit'n". Nur ganz wenige Volksreime standen deshalb zur Verfügung:

Sunt'g is Mont'g sei Bruder,
Dienst'g moacht manch'n zum Luder,
Mitt'ch is su a Tag, doaß ma
Durnscht'g feiern mag.
Freit'g foang'ch erscht ne oa,
Denn Sim'nt ist de Wuche goar.

Branntwein du schmeckst gutt,
Kof mer no ke Ruck,
Wil noch moal a ala flicka
Und no moal noch Branntwein schicka.

Bei N.... wird a Schwein geschlacht,
Ne weit vom Temp'l Moses'.
Ei'n Strump doa wird die Wurscht gemacht.
Is doas ne woas Kurioses?

Wenn de Kerms wird sein,
Wenn de Kerms wird sein,
Do schlacht der Voater a Bock.
Do fefft der Voater,
Do tanzt de Mutter,
Do wackelt der Mutter der Rock.

Beim Bäcker ei dar Ecke,
Do loag a großer Steen,
Do fiel ich driber wecke,
Do broach ich mer a Been.

War de heiroat no viel'm Geld
Und no gezoina Zicha,
Dar muß nahm a Putteroalp
Und muß a do no sicha.

Kartuffel'n frisch vom Sude her
Dozu a Stickel Putter,
doas is firwoahr a delikates Futter.

Kinderreime

Enje, denje, ditje, datje,
Zwieberde boren katje,
Zwieberde biberde buff.

Es wult a Schmied
A Road beschloag'n,
Wieviel Nala muß ar hoan?
Zehne und e Ring.
Du aler Hoase spring.

Meine Mutter ging nach Bier,
Vater ging nach Wein,
Und du mußt sein.

Hans ging nach Bier,
Hans fiel in Dreck,
Und du bist weg.

Ringel streich ei.
Wer es hoat, der lache nich.
Koatz such, wer das goldne Ringl hat.

Schnatel, Schnatel gib mer Soaft,
Do goab ich der in Kloaps,
Schmeiß dich ei a Groab'n,
Do fraß'n dich die Roabn'n.
Kimmt a großer Fleescherhund,
Zieht der 's Lader
Runder, runder, runder.

Maikafer fliege.
Der Voater is eim Kriege,
De Mutter is ei Pummerland,
Pummerland is oabgebrannt,
Kinder sein alleene.
(De Madl'n sei davo gerannt).

Weit zahlreicher sind die Reime in hochdeutscher Sprache, die aber ihre volkskundliche Bedeutung dadurch verlieren. Sie stammen aus den Heimatkalendern, Volksbüchern oder werden den Kindern in der Schule beigebracht:

Beispiele:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Ein Zigeuner hat geschrieben,
Liebe Tante sei so gut,
Schick mir ein' Zylinderhut,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

1, 2, 3, 4, 5,
Strick mir ein paar Strümpf',
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Sonst mußt du der Haschmann sein.

1, 2, 3, 4, ... 13,
Wie hoch steht der Weizen?
So hoch wie ein Haus,
Und du bist aus.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
In der Schule wird geschrieben,
In der Schule wird gelacht,
Wenn der Lehrer Faxen macht.

Die alten Bauernregeln werden kaum noch im Dialekt gesprochen. Sie finden sich in den Heimatkalendern, und der Bauer richtet sich bei seinen Feldbestellungen noch im allgemeinen danach.

Beispiele:

Ein gelinder Januar bringt Kälte im Februar.
Zu Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf im Stalle als die Sonne.
Ist es um Judika feucht, bleiben die Kornböden leicht.
Regnet's an St. Barnabas, schwimmen die Trauben bis ins Faß.
Sind am Abend über Wiese und Fluß Nebel zu schauen, wird die Luft anhaltend schön Wetter brauen.
Bleiben die Störche noch nach Bartholomä, so kommt ein Winter, der tut nicht weh.
Viel und langer Schnee gibt viel Frucht und Klee.
Ist es windig an den Weihnachtstagen, sollen die Bäume viel Früchte tragen.

Lebensformen

So vielgestaltet das Volksleben sein mag, treten doch Erlebniseinheiten und Formen hervor, die der Eigenart der Bevölkerung entsprechen, beeinflußt durch die wirtschaftlichen, politischen und vor allem auch, was bei einer Landbevölkerung besonders der Fall ist, durch die lokalen naturhaften Ereignisse der Zeit. Trotz der gemeinsamen Abstammung erklärt sich

hieraus die große Verschiedenheit des Volkstums der westlichen und östlichen Bevölkerung Deutschlands. Das Volkstum der alten Kolonistendörfer Schlesiens ist bei weitem nicht so fest gefügt wie das der westlichen Stammgebiete. Die Kolonisten brachten gewiß kostbares Volksgut mit in die neue Heimat. In den ersten Jahrhunderten des Kampfes um die neue Existenz ging es zum Teil verloren und wurde wieder durch neues ersetzt. Obwohl die Wurzeln dieses neuen Volkstums die gleichen sind, Familie, Beruf, Religion und der volkstümlich schöpferische Drang zur Gestaltung des Innenlebens, dem die mannigfachsten Formen der Sitten, Gebräuche und Volkskunst ihr Entstehen verdankten, wurde diese Entwicklung durch die starken Einflüsse einer neuen aufklärenden und zugleich auflösenden Zeit gestört. So ist gewiß das Volkstum im Osten nie zu seiner vollen Entfaltung gelangt. Obwohl man immer wieder versucht, durch künstliche Wiederauflebung alter Volksfeste endgültig Verlorenes zu retten, Versuche, die nur in Volksbelustigung ausarten, und an denen das Volksempfinden keinen Anteil nimmt, weil es zum Teil schon nicht mehr vorhanden ist.

In der Ehrfurcht vor den Vorfahren findet der starke Familiensinn der Friedersdorfer Bauern seinen Rückhalt und zum großen Teil auch das religiöse Empfinden. Der Glaube ist ein Glaube aus Tradition, und so, wie man seit Jahrhunderten nicht an ihm gezweifelt hat, findet man auch heute keinen Anlaß an ihm zu zweifeln. Im Grunde ihres Wesens aber können, sie den Hang zu einem mythologisch-volkstümlichen Aberglauben vor sich nicht verleugnen.

In dem harten Existenzkampfe vergangener Jahrhunderte bildete sich auch keine eigentliche Bauernkunst aus, noch konnte die althergebrachte Tradition den zersetzenden Einflüssen einer neuen Zeit standhalten. Alte Bauerntrachten werden auch von den älteren Friedersdorfern nicht mehr getragen. Volkserzählungen oder Volksreime leben nur unvollständig im Volksmunde. Alten Hausrat sieht man selten. Hie und da findet sich manchmal unter allem möglichen Gerümpel auf dem Boden vergessen ein alter Bauerntisch oder ein halbzerfallenes Bauernbett, denen aber auch kein besonderer künstlerischer Wert beigelegt werden kann. Ebenso einfach und schmucklos sind die noch wenigen alten Bauernhäuser in der alten mitteldeutschen Form. Die Kirche ist in dem nüchternen Stil des 17. Jahrhunderts erbaut. Ihre Inneneinrichtung ist einfach, durch spätere Stiftungen bereichert, die aber ebenfalls von keinem besonderen Kunstwert sind.

Familie und Beruf

Die bäuerliche Familie ist eine geschlossene feste Einheit, in der das Innenleben des Bauern zur Entfaltung kommt. Der Bauer, seinem Wesen nach karg, fast verschlossen, verzichtet auf allzu große Herzlichkeit, fühlt sich aber mit seinen Anverwandten desto enger verbunden. In einer derben, aber gesunden Sinnlichkeit bildet er seine Bauernmoral. Sein alter Familienstolz, zugleich ein Bauernstolz, gibt seinem Wesen eine besondere Note, ohne aber dabei dünkelhaft zu erscheinen. Besonderen Reiz übt trotz seiner konservativen Anschauungen das Fremdartige auf ihn aus. Der Fremde, der in das Dorf kommt, wird als willkommener und ehrenvoller Gast angesehen. Die Bekannten des Bauern, mit denen er zusammen alt geworden ist, schätzt er lange nicht so wie den Fremden. Das immer gleich bleibende Alltagsleben seines Berufs und das gemeinsame Schicksal schließt die Bauern eng zusammen. In der Unterhaltung wird sich der Bauer nie

verausgaben; zurückhaltend, aber bestimmt bildet er sein Urteil. Es ist nicht leicht, ihn von seiner Überzeugung abzubringen, um ihn eines Besseren belehren zu wollen. Am Ende wird er sich immer sagen: „Luß'n ock riäd'n, mer mach'n doch, woas mer wull'n." Das starke Selbstbewußtsein treibt ihn oft bis zum Eigensinn und läßt ihn manchmal schwerfällig erscheinen.

Die Familie ist vor allem auch eine Arbeitsgemeinschaft. Die Bauersfrau besorgt mit ihren Töchtern den Kuhstall, der Vater mit seinen Söhnen bestellt das Feld, und „die Grußmutter is im a Uf'n rim". Sie kocht, besorgt die Kinder und hält das Haus in Ordnung. Manchmal stellt der Bauer noch einen Knecht oder eine Magd ein, die immer aus einer bäuerlichen Familie stammen und in ihrer Dienststelle als ein Familienmitglied betrachtet werden. Aber der Sohn oder die Tochter eines Bauern wird möglichst zu Hause bleiben und nicht die „Been under fremder Leite Tisch strecken", wenn sie nicht aus wirtschaftlichen Gründen dazu gezwungen sind.

Den Kindern bleibt wenig von ihrer Jugendzeit. Schon mit dem schulpflichtigen Alter helfen sie den Eltern im Haus und auf dem Felde und zu ihren Kinderspielen bleibt ihnen keine Zeit. Versteckspielen, Räuber-, Bettler- oder Schulespielen, Ballen, Haschen sind die üblichen Kinderspiele. Im Winter Schlittenfahren, Schneeballen, Eislaufen. Jetzt allerdings werden die Buben und Mädel in der Schule mit neueren Spielen bekannt gemacht. Mit dem 14. Lebensjahre gehen sie aus der Schule und werden konfirmiert. Sie fühlen sich dann schon recht erwachsen, denn am nächsten Sonntag geht's zur „Musik" in den Kretscham. Sie sind sich von nun an selbst überlassen und gehen auch ihren eigenen Weg. Durch die Art ihrer Erziehung, die in ihre natürliche Entwicklung kaum eingreift, haben sie eine gewisse Selbständigkeit erlangt, obwohl die Söhne, wenn sie nicht etwas „lernen", meistens Fleischer oder Bäcker, auf dem Gute ihrer Eltern bleiben. Der älteste Sohn übernimmt dann die Väterei, während die jüngeren im Dorf oder Nachbardorf einheiraten. Oft werden die Söhne bis 30 Jahre alt, ehe sie beim Tode des Vaters das Gut übernehmen können, und dann heiraten sie auch zumeist. „Übernimmt" der Sohn schon vor dem Tode des Vaters, was aber selten vorkommt, so zieht der alte Bauer ins „Ausgedinge", ist aber immer noch bei der Bewirtschaftung des Gutes mit seinem Sohne zusammen tätig. Früher kam es wohl öfter vor, daß die Söhne vor ihrer Verheiratung und Übernahme des väterlichen Gutes mit ihrer zukünftigen Frau schon ein außereheliches Kind hatten. Das voreheliche Kind aber wird in keiner Weise zurückgesetzt und nicht als solches empfunden, wenn man auch möglichst vermeidet, darüber zu sprechen.

Wenn der „Suhn ei de Heiroat gieht", braucht er nicht lange zu suchen und weit zu laufen. Er findet „sei Madl schun eim Durfe". Es kommt natürlich auch vor, daß einmal ein Bauernsohn aus dem Dorfe heiratet. Eine eigentliche Brautwerbung ist nicht üblich. Die Eltern sind meistens mit der Erwählten zufrieden, da sie ihnen doch schon von Kindheit an bekannt ist.

Sonntags geht der Bauer immer in die Kirche; wenn er selbst keine Zeit hat, schickt er seine Frau oder die Kinder, denn „der Pfoarr kennt'sm wull iebl nahm'n". In der Kirche sitzen die Frauen unten im Schiff, während die Männer ihre Plätze auf den Chören haben. Die Herrschaft und die Lehrer haben ihre eigenen Logenplätze.

Besuche werden je nach Wertschätzung der Person in der guten Stube oder in der Küche empfangen, und nie wird der Bauer vergessen, seinem Besuche etwas anzubieten, ein Glas Rotwein oder eine Tasse Kaffee usw. Zur Zeit der Ernte und der Feldbestellungen ist es schwer, den Bauern

anzutreffen. Oft ist das Haus ganz verschlossen. Vergebens klopft man an Hinter- und Vordertür oder ans Küchenfenster, wenn nicht die „Großmutter“ oder die Kinder „doaheem sein“. Am sichersten ist es, den Bauer nach „Feieroabend“ aufzusuchen. Aber auch dann kann es noch recht spät werden, denn erst mit einbrechender Dunkelheit kommt er vom Felde und nimmt seine „Moalst“ ein.

Beim Empfang eines Besuches ist der Bauer recht würdevoll und zurückhaltend, falls er nicht einen seiner guten Bekannten oder „sei Nupper“ begrüßt. Unter den Bauern selbst herrscht ein kameradschaftlicher Ton, und das vertrauliche „Du“ zwischen Männern und Frauen ist die übliche Anrede. Will er aber zwischen sich und dem anderen einen Standesunterschied ausdrücken, so wird er in seiner Anrede immer das kühle „Sie“ gebrauchen. In der Unterhaltung kommt er bald auf seine Verwandten zu sprechen und zeigt dem Fremden, wenn er Vertrauen zu ihm gefaßt hat, Photographien, erzählt von seinem Sohne und seiner Tochter, die weit „furt seien, und doaß sie's gutt und schie hoan“, und nicht selten kommt er auf sein Vieh „uff de Scheck oder uff is Soattl'ge oder Hand'ge“ zu sprechen. Mit einer gewissen Vorsicht versucht er im Laufe der Unterhaltung, seinen Besucher um die Meinung zu fragen und mit manchmal sehr geschickter Bauernschlauheit aus ihm herauszukriegen „woas eigentlich mit'm lus ist“. Je nach dem Eindruck wird er sich dann von seinem Besuch herzlich oder recht zurückhaltend verabschieden.

Mit Vorliebe zeigt natürlich der Bauer seine Ställe. Vorher ist es aber üblich, daß man mit ihm zunächst im Wohnhause gewesen, und ehe man dann die Ställe betritt, gebräuchlich, dem Bauern ein „viel Glück in Stall“ zu wünschen. Er ist sonst leicht mißtrauisch und zweifelt an der guten Meinung seines Besuchers, denn es ist schon vorgekommen, „doaß der Moan oder die Froo doas Viech mit sem biesen Blick verhext hoat“. Eine weitere besondere Redensart wendet der Bauer an, wenn ihm ein Stuhl angeboten wird: „na, mer derf hoalt ne miede sein“, und dann erst wird er sich setzen. Beim Abschied wird er sich von seinem Gast mit einem „nischt ver ungutt und schien Dank o fer'n Diskursch“ trennen. Auf gute „Nupperschaft“ wird der Bauer immer halten; man kann ja nie wissen, ob man nicht seinen lieben Nachbar brauchen wird. Kleinere Zänkereien und Meinungsverschiedenheiten sind aber dennoch nicht zu vermeiden, nehmen aber auch dann nur eine Form gegenseitiger Verulkung und Hänselei an, wobei der Bauernwitz recht zur Geltung kommt.

Das Familienleben des Arbeiters, viel weniger glücklich als das des Bauern, wird durch die wirtschaftliche Not stark beeinflußt. Mann und Frau sind gezwungen, getrennt in den Fabriken zu arbeiten. Die Kinder sind sich den Tag über selbst überlassen. Die erwachsenen Söhne und Töchter wohnen, wenn sie nicht verheiratet sind, bei ihren Eltern. Trotz alledem leben sich die einzelnen Familienmitglieder mehr und mehr auseinander. Eines gewissen Wohlstandes erfreuen sich nur die, die noch ein kleines Anwesen besitzen, Häusler oder Kleingärtner. Die Ehefrau bleibt dann meistens zu Haus, besorgt das Vieh, eine Ziege oder die Schweine, arbeitet im Garten und verrichtet die anderen Hausarbeiten. Öfters ist sie in der Ernte oder bei den Feldbestellungen der Bauern tätig.

Durch das berufliche Leben wird das Wesen und die Eigenart dieser Menschen bestimmt. Sie sind Neuerungen weit zugänglicher als der Bauer, und nicht nur der Bauer, sondern sie selbst schließen sich voneinander ab. Deshalb sind auch unter ihnen alte Sitten und Gebräuche nicht mehr üblich. Sie nehmen mehr und mehr städtische Kultur an. Von den „Pauern“

sprechen sie nur „als wie vun a Gruß'n". Sie selber sind „bluß die klenn Leute", die nur ein Haus und einen Garten ihr eigen nennen, an dem sie aber genau so hängen wie der Bauer an seinem Gut. Als die „ale Gust" ihr altes Häuschen wegen Baufälligkeit räumen mußte und von der Gemeinde eine neue Wohnung zugesprochen bekam, wollte in ihrem Ofen die neue „Broatfanne" kein Wasser warm werden lassen, und sie kam zum „Gemeendevurstieher" gelaufen und beklagte sich: „Ne ihr ganz beschiß'n Koarl hoat mer mei schie Broatfann genumm'n und nu krieg'ch kee Woasser woarm".

Berufe

Zu Anfang war Friedersdorf ein Bauerndorf. Aus dem Bauernstande sind die anderen Stände zunächst der des Gärtners und Häuslers hervorgegangen. Neben diesen beiden Ständen bildete sich ein Gewerbestand aus von Hausierern, Kaufleuten, Schreinern usw. Diese soziale Gliederung besteht in ihren Grundzügen noch bis auf den heutigen Tag.

Landwirtschaft

Das ungünstige Vorgebirgsklima läßt den Boden wenig ertragreich sein und schmälert dem Bauern seinen Verdienst. Der Sommer ist kurz. Der Bauer muß im Frühjahr mit seiner Feldbestellung schon rechtzeitig fertig sein. Zum Anbau eignen sich die weniger anspruchsvollen Getreidearten, Gerste, Roggen, Hafer. Weizen und Rüben gedeihen nicht gut und ergeben pro Morgen nur geringen Ertrag. Dagegen gibt aber der Boden eine verhältnismäßig gute Kartoffelernte her.

Ein Hauptzweig der Friedersdorfer Landwirtschaft ist die Viehhaltung. Die zahlreichen Wiesenflächen bieten dem Vieh eine gute Weide. Schon frühzeitig wird das Vieh im Frühling und im Sommer bis in den späten Herbst hinein von den Bauernjungs „uff de Wies' getrieb'n" und bleibt manchmal den ganzen Tag über im Freien.

Den Ertrag aus der Milchwirtschaft überläßt der Bauer der Bäuerin, nur den Kauf oder Verkauf eines Stück Viehes wird er selbst oder sein ältester Sohn abschließen. Der Viehbestand war nicht immer der beste und läßt auch heute noch viel zu wünschen übrig. Doch durch die landwirtschaftlichen Organisationen beeinflußt, die den Bauern auf eine rationelle Viehwirtschaft und -züchtung in Wort und Schrift aufmerksam machen, hebt sich die Viehaltung von Jahr zu Jahr. Und wenn der Bauer sieht, daß ihm daraus Vorteile erwachsen, ist er selbst daran interessiert, seinen Viehbestand aufzubessern. In dieser Hinsicht ist auch die ausgezeichnete herrschaftliche Gutsverwaltung ein anspornendes Vorbild. Oft wird der „Herr Inspekter" um einen Rat befragt und bei seinem großen Ansehen, das er bei den Bauern genießt, wird sein Rat besonders geachtet und ausgeführt. Etwas selbst auszuproben, ist er zu vorsichtig; denn schon mancher Versuch ist recht kostspielig ausgefallen. Eine Neuerung wird mit der nötigen Fachkritik beurteilt, abgelehnt oder auch bewundert. Zu einer intensiven Wirtschaft fehlt natürlich auch das Geld. Trotzdem versucht der Bauer durch künstliche Düngung, seinem mageren Boden größere Erträge abzuringen.

Seine Lebenshaltung entspricht seinem geringen Einkommen. Er selbst stellt keine großen Ansprüche ans Leben und ist froh, wenn er noch einige Taler „uff der Kasse hoatt" und keine Schulden zu machen braucht. Sein beruflicher Ehrgeiz geht nicht über eine gesicherte Lebensstellung hinaus, sich Güter und Kapital anzuhäufen, deren Zweck und Vorteil

er nicht einsieht: „Wenn mer zu assen un zu lab'n hoan, so sein mer schunt zufriede."

Von Jahr zu Jahr baut der Bauer sein Gehöft aus. Die alten Holzgebäude sind bis auf eine geringe Anzahl durch moderne, noch zum Teil im Rohbau stehende Ziegelbauten ersetzt. Auch die Inneneinrichtungen werden erneuert. Die Möbel stammen aus den Fabriken oder sind vom Dorftischler angefertigt.

Die Größe der Bauerngüter liegt zwischen 60 und 120 Morgen, von denen ein Drittel auf Wiesen und Gartenflächen entfällt. Bei den größeren Gütern kommt noch ein kleiner Waldbestand hinzu, der dem Bauern Brenn- und Bauholz liefert. Der große Obstgarten um das Wohnhaus wirft in guten Jahren eine reichliche Ernte ab, die aber meist in dem Haushalt des Bauern verbraucht wird, wenn man nicht dem Lehrer oder seinem Bekannten aus Gefälligkeit einen Korb Äpfel oder Birnen abgibt.

Arbeiterschaft

Vom Bauern zum Häusler und Handweber ist das berufliche Schicksal des heutigen Arbeiters gewesen. Die Dorfweberei erlebte ihren Höhepunkt und zugleich ihren Zusammenbruch im 19. Jahrhundert. Am empfindlichsten durch die neuen wirtschaftlichen Umwälzungen betroffen, hat der Heimweber die schwersten Schicksalsschläge ertragen müssen. Noch erzählen die älteren Friedersdorfer, die ein halbes Menschenalter lang am Webstuhl gesessen haben, wie unendlich traurig und schmerzvoll die wirtschaftliche Katastrophe der Industrialisierung auf die heimische Weberei gewirkt hat. (S. oben Abb. 8 S. 10).

Mann und Frau lösten sich gegenseitig am Webstuhle ab, und Tag und Nacht wurde „gewabert", um wenigstens so viel zu verdienen, daß man den notwendigsten Lebensunterhalt bestreiten konnte, ohne daß man sich dabei auch nur annähernd satt essen konnte. Die „Galsuppe" war bei den armen Weberfamilien oft ihr Mittagbrot. Es war eine dürftige Wassersuppe mit Brot- oder Zwiebackstücken. Das Verdienst einer ganzen Weberfamilie, die an Kopfzahl immer sehr groß war, belief sich wöchentlich auf kaum mehr als 6 Mark. Je mehr man webte, desto tiefer sanken die Preise, die von den Fabrikerzeugnissen noch weit unterboten wurden. Fabrikanten oder Tuchkaufleute kauften in den letzten Zeiten der Dorfweberei ungern die Erzeugnisse ab und zahlten ein wahres „Hungergeld". Die Lage der Dorfweberei besserte sich erst, als in der Nähe und in Friedersdorf selbst mechanische Webereien entstanden, die den Handweber nach und nach in ihren Betrieben aufnahmen.

In Friedersdorf befinden sich heut eine größere mechanische Weberei (Konkordia), zwei kleinere private Webereien und eine „Taschentuchsäumerei". Im benachbarten Langenöls findet ein großer Teil der Friedersdorfer Arbeiter in der blühenden Möbelindustrie Beschäftigung. Der geringere Teil der Arbeiterschaft sind „Mietsproletarier" und „Hofgänger". Der Hofgänger arbeitet auf dem herrschaftlichen Rittergute. Beide halten sich aber meist nur vorübergehend im Dorfe auf.

Gewerbe

Den zahlenmäßig geringsten Teil der Bevölkerung machen die Gewerbetreibenden aus. Es gibt in Friedersdorf vier Kaufläden, in denen man alle möglichen Gebrauchsartikel bekommen kann, Schlächtereien und, was für Friedersdorf besonders viel ist, fünf Schenken oder Gasthäuser. Ob-

wohl der Bauer bei seiner harten Arbeit recht selten „ei der Schenk“ zu sehen ist, hat der Gastwirt durch die im Sommer rege Fremdenindustrie gute Einnahmen zu erwarten. Der Sommerfrischler mietet sich auch bei den Häuslern oder Bauern ein und ißt zu Mittag und zu Abend in der Schenke.

Schuhmacher, Bäcker, Hausierer, ein Bauunternehmer, Maler, Tischler, Schlosser fehlen nicht. Fast alle Gewerbetreibende haben neben ihrem Geschäft noch Grundbesitz an Häusern und kleinen Ackerstücken. Sie betreiben nebenbei dann Landwirtschaft, bauen Kartoffeln und Getreide an und verbessern sich so erheblich ihre Lebenshaltung. Eine gewisse Konkurrenz macht ihnen die landwirtschaftliche Ein- und Verkaufsgenossenschaft, von der der Bauer seine Kohlen, Düngemittel und auch anderes bezieht.

Durch diese berufliche Zusammensetzung gliedert sich die Gemeinde in die drei Schichten: Bauer, Arbeiter und Gewerbetreibender, die sich gegenseitig in vieler Hinsicht voneinander abschließen und ihre Interessen mit wechselvollem Glück im „Gemeenderoat“ vertreten lassen.

Feste

Der Friedersdorfer feiert gern Feste. Mit zu den Hauptfesten gehört die Kirmes. Eingeleitet wird sie durch eine Vorkirmes mit Tanz. Zusammen mit dem Kirchweihfest folgt dann die Hauptkirmes. Am Vormittag ist großer Kirchgang. Zu „Mitt'g“ wird gut gegessen, „Kließel und Broaten“, zuweilen trinkt man eine Weinbowle. Zur „Fasper“ gibts Kaffee und Kuchen, und dann geht es auf den Rummelplatz. Da wird geschossen, um Pfefferkuchen gepascht, Karussel gefahren. Und Abends vor allem wird in der Schenke getanzt. Den darauffolgenden Sonntag wird die Nachkirmes gefeiert. Das Feiern nimmt in dieser Zeit kein Ende. Jedes Dorf und jede Schenke hat ihre Vorkirmes, Kirmes und Nachkirmes, und überall sind die jungen Burschen und Mädel dabei. Die Kirmes ist das große Volksfest, woran das ganze Dorf teilnimmt, ob Bauer oder Häusler. Die Bauern setzen sich aber immer getrennt von den anderen, „denn die Pauern gehieren duch emoal tsomm“. So ausgelassen die Festesfreude sein mag, fehlt ihr doch das Schöpferische, besondere Erntegebräuche, Tänze, Reigen oder Erntesprüche hervorgebracht zu haben.

Man feiert, um lustig zu sein, an Anlässen fehlt es nie. Das Johannisfest, früher nur ein Fest der Jugend, ist mit ein Hauptfest des Dorfes geworden, dem aber mehr und mehr seine volkstümliche Bedeutung entschwindet. Der Taubenmarkt, das Militärfest, der Toalsackmarkt haben auch erst in jüngster Zeit Eingang gefunden dagegen sind in Nachbargemeinden vor allem der Toalsackmarkt und der Taubenmarkt schon länger üblich. Unter Toalsack versteht man ein Pfefferkuchengebäck.

Bei den christlichen Festen sind besondere Gebräuche nicht üblich. An den Feiertagen geht man in die Kirche, und am zweiten Feiertag ist wieder „Musik“ in der Schenke. Karfreitag ist der „gute Freit'g“, aber kein großer Feiertag, obwohl die Friedersdorfer Gemeinde ausschließlich evangelischer Konfession ist. An ihm wird auch gearbeitet. Am stillen Sonnabend dürfen keine lauten Arbeiten vorgenommen werden wie Nägeleinschlagen, Holzhacken usw. Am Ostermontag bekommen die Kinder von ihren Paten die Patensemmel, ein Backwerk mit süßen Rosinen. Pfingsten werden die Häuser und Stuben mit Birkenreisern geschmückt. Weihnachten ziehen die drei Weisen aus dem Morgenlande im Dorfe umher, ohne aber besondere Sprüche aufzusagen, sondern nur um Geld oder Geschenke bittend. In der

Familie schenkt man sich wenig, auch zu Weihnachten und dann nur praktische Dinge; denn der Sinn der Friedersdorfer ist bei dem harten Kampfe ums Dasein auf Lebenserwerb und Befriedigung seiner vitalen Triebe gerichtet.

In den Familienfesten hat sich noch die Kenntnis vieler Gebräuche erhalten, die aber heute kaum mehr befolgt werden.

Am Vorabend der Hochzeit findet der Polterabend statt. Das Hochzeitshaus wird verbarrikadiert, wozu Wagen, Karren, Bretter, Steine und noch manch anderes verwendet wird. Glas wird zerschlagen und vor die Türe geschüttet. Am darauffolgenden Sonntag ist dann meist der Hochzeitstag. Schon Tage vorher hat der Brautdiener die Hochzeitsgäste eingeladen. Von der Braut bekommt er hierzu ein rotes Taschentuch und einen Blumenstrauß.

Am Hochzeitsmorgen holt der Bräutigam die Braut im Wagen ab und fährt zum Standesamt. Nachmittags findet dann die kirchliche Trauung statt. Der Brautzug wird von der Kränzeljungfer und dem Jungferdiener eröffnet. Wenn das Brautpaar nach dem kirchlichen Segen das Gotteshaus verlassen hat, wird es „verschnürt". Eine Schnur wird ihnen quer über den Weg gehalten, und nachdem sie sich durch ein Geldgeschenk freigekauft, dürfen sie ihres Weges gehen. Und dann gehts zur „Huxtmoalst". Der Brautdiener hält vorher noch die „Auswerbje", eine lustige Ansprache an das Brautpaar, in der es in seiner neuen Würde begrüßt und ihm „recht viel Glicke" und Kindersegen gewünscht wird.

Die „Huxtmutter" hat an diesem Ehrentage, der zugleich auch der ihrige ist, einen guten Feiertag und sieht höchstens mal zum Rechten, ob die Kochfrau auch alles ordentlich vorbereitet hat, denn gegessen und getrunken wird reichlich und gut. Suppen, Braten und Kließl, vorher aber erst Kaffee und Kuchen, was bei keinem Feste fehlen darf. Der „Hochzeitsbitter" unterhält die ganze Festgesellschaft mit Späßen, Witzen und neckischen Schattenspielen. Dabei bekommt jeder der Gäste „sei gutt Teel oab". Zwischendurch wird gesungen und getanzt. Den Höhepunkt erreicht das Fest um Mitternacht, wenn der Brautschleier zerrissen wird. Bald wird es dann auch Zeit für die Gäste aufzubrechen. Ein Teller mit einem Strohwisch wird herumgereicht, und die Gäste werden aufgefordert, der „Ufwaschfrau" ein Trinkgeld zu „spendier'n". Ein gleicher Teller mit einem Zahnstocher ist für die Bedienung bestimmt. Zuletzt erscheint dann die Kochfrau mit einer verbrannten Schürze unter den Gästen und bittet:

Ich hoab mer de Schürz' verbroannt,
Ihr Leute gabt mer Geld.

Auch der Brautdiener vergißt nicht, um ein Trinkgeld zu bitten. Wenn man dann noch die „Pankrotmiehle" (Kaffeemühle) dreht, gibts für die Gäste eine letzte Tasse Kaffee, „die Heempresche". „A Stickel Kuchen wird schnell no verdruckt und dann geht's uf Heem zu."

Heut freilich werden die meisten Hochzeiten schon in der Schenke gefeiert. Im Hochzeitshaus wird nur noch die „Huxtmoalst" eingenommen, und dann zieht die ganze Hochzeitsgesellschaft „im Durfe nuff, zur Musik ei's Kratschem". Bei größeren Hochzeiten nimmt das ganze Dorf teil. Der Bräutigam legt ein Faß Bier auf, und bald ist die nötige Stimmung und Ausgelassenheit da.

Bei der Geburt ist die „weise Frau" dabei. Sie spielt auch später bei der Taufe eine große Rolle. Sie legt das Kind in die besondere Taufwindel,

trägt es aus dem Hause heraus, wobei sie mit bedeutungsvoller Stimme spricht:

Einen Heiden tragen wir raus,
Einen Christen bringen wir wieder.

Der „Kindlvater" wird während der ganzen Tauffeierlichkeiten ungebührlich zurückgesetzt. Er darf sich nicht mit seinen Gästen an einen Tisch setzen, um an der immer reichlichen „Moalst" teilzunehmen. Er bindet sich eine blaue Schürze um, setzt sich an die „Ufenbanke" und muß unter den Neckereien seiner Gäste „Broat'n und Kließel" und zur „Vasper", „Koaffee und Kuchen" allein essen. Erst bei dem siebenten Kinde wird er für würdig befunden, sich unter seine Gäste zu mischen.

Zuweilen kehrt aber die ganze Taufgesellschaft, nachdem sie aus der Kirche gekommen ist, in der Schenke ein und stärkt sich an einem guten Trunke, worüber man auch manchmal das Nachhausegehen vergißt. Schreiend bleibt dann der Täufling auf dem Billard liegen, und erst zu Hause merken die allzu fröhlichen Taufgäste den schmerzlichen Verlust.

Die Kunde von dem Tode eines Friedersdorfer ist schnell im ganzen Dorfe herum. Der „Tutergroaber" ladet die Gäste am selben oder am nächsten Tage zum Begräbnis ein. Wer nicht eingeladen wird, erscheint auch nicht. Je nach Ansehen des Verstorbenen legt man seine Kleidung an. Die Männer setzen sich entweder den Halbzylinder oder den Ganzzylinder auf, erscheinen in ihrem Sonntagsanzug oder auch in dem schwarzen Gehrock. „Großmutters Begräbnis" ist ein besonderes Familienereignis und wird auch besonders feierlich begangen. Die Trauergäste versammeln sich im Hausflur, begrüßen sich gegenseitig und drücken den Trauernden ihre herzlichste Teilnahme aus. Bevor aber der Trauerzug das Haus verläßt, wird den Gästen eine Hühnerbrühe mit Nudeln herumgereicht. Bei den Ärmeren gibt es allerdings nur Kaffee und Zwieback.

Der Sarg wird unter dem Liedergesang der Schulkinder von den Trägern, die eine Zitrone in der Hand halten, zum Kirchhof getragen. Der Pfarrer geht dem Sarge voran. In langem Zuge schließt sich die Trauergemeinde an. Den Angehörigen folgen zunächst die Angesehensten aus dem Dorfe. Frauen und Männer gehen getrennt. War der Verstorbene ein Bauer, so folgen dem Sarge zuerst die Männer. Während der Grabgesänge und der Predigt reicht der „Tutagraber" unter den Männern eine Schnapsflasche herum, und jeder stärkt sich mit einem kräftigen Schluck.

Im Mittelpunkt der Begräbnisfeier steht die „Trauermoalst". Bei vielem Essen und Trinken vergißt man, wenn auch nicht allzu oft, den Toten, und bald herrscht eine ausgelassene Fröhlichkeit. Die Leidtragenden ziehen sich aber zurück und überlassen die Gäste sich selbst, denn die Lücke, die der Tote in das oft glückliche Familienleben riß, vergällt ihnen die Festesstimmung. Das Leben duldet keinen Aufschub, und am nächsten Tage beginnt wieder die Arbeit auf dem Felde, im Haus oder am Webstuhl.

Gebräuche

Abergläubische Vorstellungen halten den Friedersdorfer immer noch in ihrem Bann. Oft ist ihr Sinn so dunkel, so daß man trotz aller Deutelei vergebens darnach sucht. Sie sind irgendwann einmal entstanden, und gerade in ihrer Unerklärbarkeit wirkten sie auf den Einheimischen. Vermischt mit christlichen Formeln sind sie ein Zwittergebilde aus Altem und Neuem. Ganz vergessen können die Friedersdorfer die alten Vorstellungen ihrer Ahnen nicht: „Sie kinn m'ersch gleb'n, woas muß doch droan sein".

Sie sind gewiß nicht so zahlreich wie in anderen Gegenden Deutschlands, deren Überlieferung festgefügter ist und deshalb auch im Volksbewußtsein tiefer verwurzelt. Selbst wendisches Volkstum, was doch so naheliegend wäre, hat kaum einen Niederschlag hinterlassen. Dort, wo aber im Laufe der Entwicklung des schlesischen Volkstums, vor allem weiter östlich und nördlich in den wendischen Restgebieten, die ursprünglichen Kolonistenbevölkerungen mit Slaven in Berührung kamen, finden sich alte wendische Märchen und Erzählungen wieder. Sie sind fast vollständig in den Heimatkalendern, in dem Oberlausitzer Magazin, zusammengestellt. Die meisten Gebräuche in Friedersdorf stammen aus dem bäuerlichen Berufsleben oder sind Ratschläge für die Behandlung von Krankheiten; natürlich fehlen auch nicht die gruseligen Spukgeschichten böser Geister.

Der „Pfoarr" mußte, ehe er die „weiße Kunst" erlernte, sich mit der „schwarzen Kunst" bekannt machen. Das lief nun nicht immer glücklich aus, denn meistens verschrieb er sich dabei dem Teufel. Ein alter Pfarrer hatte besonders einmal darunter zu leiden. Vor jedem Gewässer oder vor jeder Pfütze „macht'sen woas fier", und wenn er den Hut nicht abnahm, konnte er an dem Spiegelbilde des bösen Geistes nicht vorübergehen. Einem Pfarrgehilfen erging es besonders übel. Eines Morgens wurde er in seinem Studierzimmer erhängt aufgefunden. Tisch und Wände waren mit sonderbaren Zeichen beschrieben.

In der schwarzen Gasse im Niederdorfe spukte einst der böse Geist des Selbstmörders Polschack und erschreckte in Gestalt eines schwarzen Hundes die Menschen. Er mußte so lange seinem üblen Handwerk nachgehen, wie er gelebt hatte.

Wenn in einem Hause die bösen Geister umgingen, mit Tellern und Töpfen nach Menschen warfen, den Mörtel von der Wand rissen, holte man zunächst den Pfoarrn, um zu helfen. Gelang es aber auch ihm nicht, den oder die Geister zu bannen, mußte der „Austreiber" kommen, der sich für dieses Handwerk besonders eignete und den Umgang mit Geistern verstand. Er schloß sie in das Spukhaus ein und versuchte den Geist zu fangen und ihn in einen großen Sack zu sperren. Nach Stunden hatte er den gewünschten Erfolg. An einem Kreuzwege wurde dann der gefangene Geist wieder frei gelassen.

Der „Oalp" oder „Packer" sucht heute noch die Menschen in Angstträumen heim. Meistens ist es ein Mann oder auch eine Frau mit dem bösen Blick. Noch vor kurzem stand eine alte Frau in dem Verruf, mit ihrem bösen Blick das Vieh verhext zu haben. Um sich nun von diesem „Oalpmenschen" zu befreien, muß man den vermutlichen Bösewicht zu einer bestimmten Tagesstunde zu sich bestellen. Aber nicht immer hat man beim ersten Male schon das Glück, daß er erscheint. Schließlich wird er aber doch kommen; man schenkt ihm eine Kleinigkeit und ist dann frei von ihm. Auf eine billigere Art und Weise kann man ihn los werden, wenn man am Abend vor dem Schlafengehen seine Pantoffeln verkehrt vor das Bett stellt. Schlimm ist es allerdings, wenn ein „Oalp" oder „Packer" Pate steht, dann wird das Kind unfehlbar wieder ein „Oalp".

Um sich einen Hecktaler zu erwerben, muß man schon recht viel wagen und sich am Ende sogar dem Teufel verschreiben. Auf einem Pferde mit einem Sack auf dem Rücken, in den ein schwarzer Kater eingesperrt war, ritt der Geldgierige zur Mitternachtsstunde auf den Kirchhof. Stellte Pferd und Kater beiseite, lief dreimal um die Kirche, klopfte jedesmal an die sieben Kirchtüren. Beim letzten Mal schwang er sich so schnell wie möglich

auf sein Pferd und ritt davon. Hörte er aber den zurückgelassenen Kater in dem Sacke noch schreien, dann brach ihm der Teufel sofort das Genick.

Viel einfacher kann man zu Geld kommen, wenn man am Gründonnerstag Eier ißt oder zur Fastnacht Hirsebrei.

Donnerstags ist es im allgemeinen nicht gut, eine Arbeit anzufangen oder irgendetwas anderes zu unternehmen, zu heiraten oder „Aufziehen" (bei dem Gesinde eine neue Stelle antreten), denn „am Durnscht'g triägt kee Vogel zum Nast". .. Ebenso geht ein Unternehmen fehl, wenn einem vorher eine Katze oder eine alte Frau über den Weg läuft.

Es ist gut und vorbedacht, am heiligen Abend den Bäumen ein Strohseil mit einem Pfennig umzubinden. Im Herbst werden sie dann reichlich Früchte tragen. Zu „Johanni" ist die beste Zeit, den Tee abzuschneiden (Schafgarbe, Wegebreite).

Am Stillen Sonnabend kann man sich durch Kehren von Stube und Ställen vor Ungeziefer sichern. Beklopft man die Fußböden am gleichen Tage, befreit man sich vom Stubenschwamm.

Das Karfreitagwasser ist ein gutes Heilmittel für fast alle Krankheiten. Vor Sonnenaufgang wird es am Karfreitag aus einem fließenden Wasser geschöpft. Vorher darf man mit niemandem gesprochen haben.

Wenn das Essen nicht schmeckt, hilft meistens das „Maß'n". Es besteht in der Hauptsache darin, daß man feststellt, ob die Spannweite der Arme mit der Körperlänge übereinstimmt. Ist dies nicht der Fall, dann muß man in einen Blumentopf Gerstenkörner legen und sie mit dem eigenen Urin düngen. Wenn sie gut aufgehen und gedeihen, werden auch Arm- und Körperlänge wieder die gleiche werden — vor allem aber schmeckt das Essen wieder.

Gegen Hühnerwurzeln wird ein „Sympathiemittel" angewendet. Bei zunehmendem Mond legt man einen Zwirnsfaden um die Hühnerwurzel und spricht dazu:

Was ich sehe, nehme zu,
Was ich habe, nehme ab.

Zahnschmerzen, die Rose und andere Krankheiten werden mit dem Vaterunser „besprochen".

Bei Erkrankung des Viehes holt der Bauer auch heute noch manchmal den „klugen Mann", der mit geheimnisvollen Sprüchen und Kräutertränklein das Vieh wieder gesund macht. Der Bauer hat zu ihm größeres Vertrauen als zu dem „Dukter aus der Stoadt".

Katzen bleiben gewöhnlich nicht gern im Hause. Um sie dazu zu bringen, führt man sie dreimal um das Tischbein, während dem man das Vaterunser betet. Sie werden stubenrein, wenn man sie über die Grenze geführt hat. Sitzt der Kater auf dem „Ufen", dann darf man wohl annehmen, daß es kalt werden wird.

Aus dem „Zwiebelkalender" kann man das Wetter für die kommenden Monate entnehmen. Einer Zwiebel werden die Häute abgetrennt, der Reihe nach hintereinander aufgestellt, mit den Namen der Monate benannt und Salz hineingestreut. In derjenigen, worin das Salz feucht wird, ist ein regnerischer Monat zu erwarten.

„Einsäen" darf der Bauer nur im Zeichen der Zwillinge oder Jungfrau, dem Symbol der Fruchtbarkeit, wenn er im nächsten Jahre eine reiche Ernte erhoffen will. Die Kälber bindet man früh nach „Kirchlaut'n" an und wieder nur im Zeichen der Zwillinge oder Jungfrau. Es muß alles lautlos vor sich gehen, besonders muß man vieles Sprechen vermeiden, sonst

würden später die Kälber allzuviel schreien. Auch kein Knoten darf in den Strick gemacht werden.

Gefürchtet sind in Friedersdorf wegen des Wassermangels Hof- und Häuserbrände. Meistens brennen ja auch die Anwesen bis auf die Grundmauern nieder. Ein alter Friedersdorfer erinnerte sich noch daran, als sein Nachbar abbrannte, und der Wind die Glut auf sein Haus zutrieb, daß er sich nur zu helfen gewußt hatte, indem er den Backtrog in die Windrichtung stellte, und „werklich driähte sich der Wind, und mer wurden verschont". Verbrennt in einem Gehöfte der Hofhund mit, dann wird es wahrscheinlich wieder in hundert Jahren von einer Feuersbrunst heimgesucht werden.

Noch einige Bräuche wären zu erwähnen, die in ihrer Unvollständigkeit von dem allmählichen Zerfall alter Sitten zeugen.

Das sonst in manchen Gegenden so übliche Sommersingen ist fast garnicht bekannt. Vielleicht hat es früher einmal bestanden und mit ihm noch manch altes volkstümliches Sommerlied. Heut begnügt man sich nur am grünen Donnerstag mit einem „Gu'n Morgen, gu'n Morgen grien Dunscht'g" und der Bitte um ein Geldgeschenk. Vollständig mag dieses Sprüchlein, das ich aus einem Oberlausitzer Heimatkalender entnehme, etwa so gelautet haben:

Gu'n Morgen, gu'n Morgen grien Dunscht'g!
Gadd m'r woas ei's Battsäckl,
Lußt mich ne ze lange stiehn,
Ich muß a Häusel wetter gihn.
Kimmt ha ne raus, kimmt sie ne raus,
Do kimmt dr kleene Junge raus,
Dar teelt de ganzen Brazeln aus.
Wem' m'r warn in'n Himmel sitzen.
Krieg' m'r weiß Zipplmitzen,
Wem' m'r warn Trumpetn blosen,
Krieg' m'r weiße Bauerhosen.

Kommen die Kinder vom Beerensuchen nach Hause, singen sie den ganzen Heimweg:

Obeern, Obeern,
Mer hoan a Tippl voll Obeern.

Wobei es gleichgültig ist, ob sie Blau- oder Preiselbeeren meinen. Gewiß ist dies auch der Anfang von einem alten „Beerenliede".

Wollte man die volkskundliche Bearbeitung noch auf weitere Dörfer ausdehnen, so steht natürlich noch viel Material zur Verfügung. Aber unter dem Gesichtspunkte, nur einen bestimmten Teil bäurischen Volkslebens zu erfassen, wäre es eine Verfälschung der wirklichen Tatsachen, Erzählungen und Gebräuche heranzuziehen, die in der Gemeinde nicht lebendig sind. Doch habe ich mich bemüht, das Vorhandene, wenn auch vielleicht nicht in ganzer Vollständigkeit, dem Vergessen zu entreißen.

Lebenslauf

Am 16. August 1905 wurde ich als Sohn des Gutsbesitzers Bruno Göllner und seiner Ehefrau Selma geb. Hentschel in Pilzen, Kreis Schweidnitz (Schlesien) geboren. Ich besuchte die Städt. Oberrealschule zu Schweidnitz, an der ich 1925 die Reifeprüfung bestand. Von demselben Jahre an studierte ich an der Universität Berlin Philosophie. Ich hörte die Herren Professoren Dessoir, Heinrich Maier, Spranger, Köhler, Rieffert, Liebert usw., in Geschichte und Deutsch die Herren Professoren Roethe, Max Herrmann, Hoetzsch, Dibelius usw. Mein Hauptstudium bezog sich auf naturwissenschaftliche Fächer, insbesondere Anthropologie und Zoologie. Ich hörte in diesen Fächern die Herrn Professoren Fischer, Hesse, Deegner usw., in Botanik, Chemie, Physik und Geologie die Herren Professoren Kniep, Nernst, Eggert, Pompeckj, Solger. Außerdem in menschlicher Anatomie und Vererbungslehre die Herren Professoren Fick, Haller, Gutherz. An den Übungen und Kursen der betreffenden Institute habe ich teilgenommen. Im Wintersemester 1928/29 begann ich auf Anregung von Herrn Professor Fischer mit meiner Dissertationsarbeit. Herrn Professor E. Fischer erlaube ich mir an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank für seine Unterstützung aussprechen zu dürfen. Im Sommersemester 1929 ließ ich mich von der Philosophischen Fakultät beurlauben, da mich meine Arbeiten in das Untersuchungsgebiet nach Friedersdorf führten. Im darauf folgenden Wintersemester war ich veranlaßt, mich bei der Universität Berlin ausschreiben zu lassen, um meine Arbeiten zu Ende führen zu können.

Herbert Göllner.